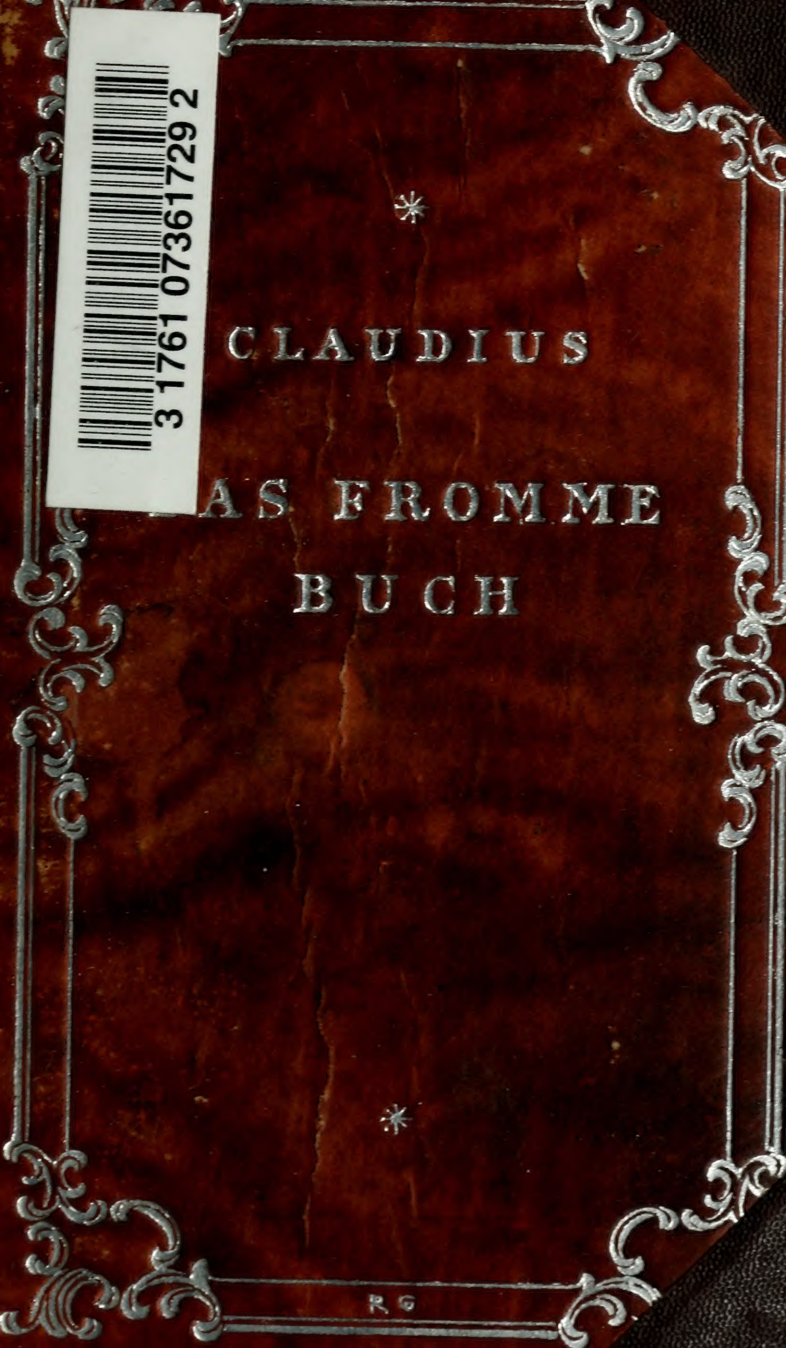

3 1761 07361729 2
CLAUDIUS
DAS FROMME
BUCH
RG

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dasfrommebuch00clau

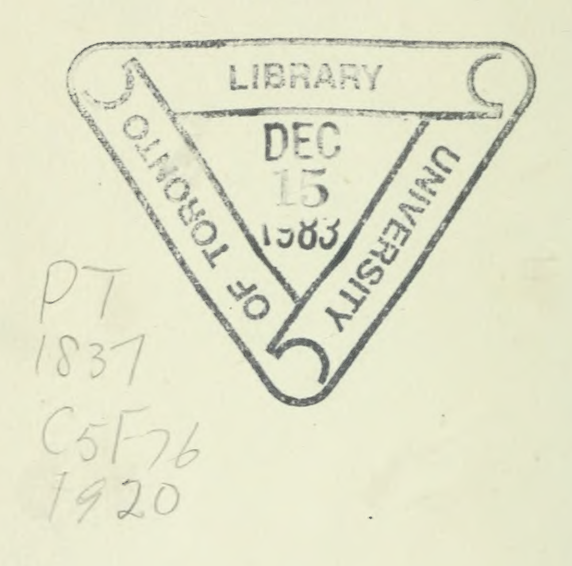

E.P.T &Co



MATTHIAS CLAUDIUS

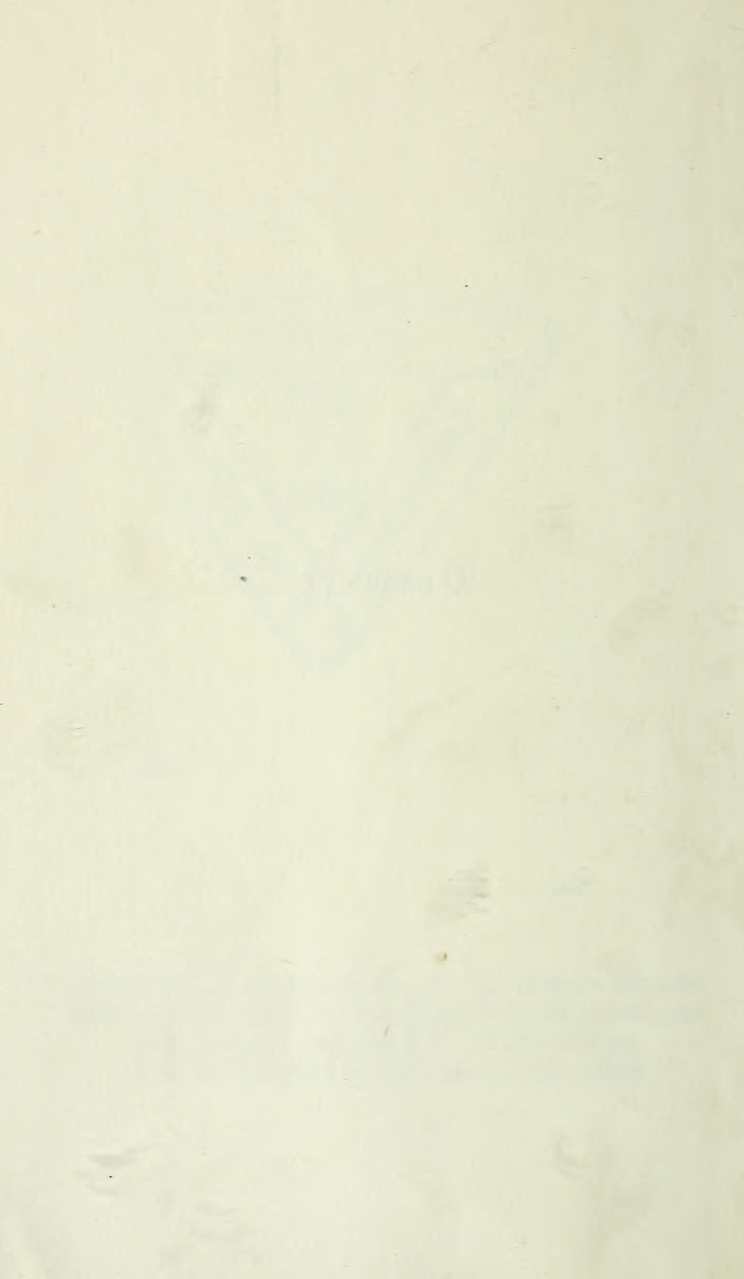
Das Fromme Buch

1920
E. P. Tal & Co., Verlag
Wien · Leipzig · Zürich


LIBRARY
DEC 15 1983
UNIVERSITY OF TORONTO
PT 1837 C5F76 1920

Die Auswahl besorgte Carl Seelig. Die fünf Beilagen sind unter Verwendung von eigens von Leo Frank gestochenen Kupfern vom Stein gedruckt. Buchausstattung von Rudolf Geyer
Druck der Gesellschaft für graphische Industrie · Wien

Vorwort



MATTHIAS CLAUDIUS

„Was sind in Europa für Anstalten, sich in der Poesie zu perfektionieren?“ fragt der Kaiser von Japan den Vetter Asmus des Matthias Claudius. – „Wir haben da einen schönen Himmel“, antwortet Asmus „und eine schöne Erde, Sire, und eine heilige Religion.“ – „Was versteht Er denn eigentlich unter Poeten?“ fragt der Kaiser von Japan weiter. – „Helle, reine Kieselsteine,“ sagt Asmus, „an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen.“ –

Ach, wo ist heute die schöne Erde und der schöne Himmel und die heilige Religion! Sie sind aus der Welt hinausgejagt, weil sie die Betriebsamkeit der Welt stören. Und bei den Poeten dieser Welt ist weder Himmel noch Erde noch Religion. Sie haben nur Namen davon rasch in ein paar Zeilen zusammengetrieben, damit nicht auch noch die Namen verjagt werden! Die Poeten dieser Welt müssen die Namen in Reimen zusammen-

halten und mit einem Sinn beschweren, damit sie nicht in die betriebsame Welt hineinlaufen und sie stören können! Die Poeten müssen heute die schönen Namen für die Welt hüten, damit sie betriebsam sein kann.

Matthias Claudius aber ist kein Hüter der Namen für eine betriebsame Welt. Bei ihm sind nicht die Worte, bei ihm ist die Welt selber, und nicht die betriebsame Welt, sondern die Welt aus Mond, Sternlein, Himmel, Wald, Wiesen, Mensch und Gott.

Er sagt es nicht, daß diese Welt bei ihm ist, sie ist einfach da. Und wie er einmal selber vergleicht: „Meister Arouet sagt: ich weine und Shakespeare weint" – so sagen auch bei ihm nicht Mond, Sternlein, Himmel, Wald, Wiesen, Mensch und Gott, daß sie da seien; sie sind eben da, und sie haben ja gar keine Zeit, es zu sagen, sie haben gerade nur Zeit, das zu tun, weshalb sie *sind*:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;

Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar."

Sie haben es bei Matthias Claudius leicht, das zu tun, weshalb sie sind, denn sie wurden bei ihm nicht ins Durcheinander hineingeworfen, sondern aus der schönen Dämmerung des Gedichtes von Vers zu Vers klar herausgebaut. Es ist alles so gut gebaut, daß Mond, Sternlein, Himmel, Wald, Wiesen und der Mensch aus der Welt des ewigen Schöpfers selber auf den Mond, die Sternlein, den Himmel, den Wald, die Wiesen und den Menschen der Welt des Matthias Claudius mit einem Echo antworten. Es ist der ewigen Stimme recht, was hier gebaut ist; und wie sie Mond, Sternlein, Himmel, Wald, Wiesen und so fort jedes einzeln prüft, wie es gut gebaut ist und aufgehen kann und hell und klar dasteht und mit ihm gar sehr zufrieden ist — da kann die ewige Stimme nicht anders, als daß sie selber anfängt, lobend zu singen:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar . . .“

Ja, Matthias Claudius „sang seinen Psalm“, wie er einmal schreibt, „und der Nachtschauer und der Wald akkompagnierten ihn“.

Das macht uns an dem Abendlied so glücklich: nicht nur, daß Mond, Sternlein und Himmel und alles, was zu einer Welt gehört, bei ihm ist, sondern daß wir auch mit ihr die Welt des ewigen Schöpfers zusammenstimmen hören. Wir wandeln wie zwischen zwei Welten: zur Linken die Welt des Matthias Claudius, zur Rechten die des ewigen Schöpfers, und die Harmonie geht mitten durch uns durch: das macht uns so glücklich!

Wie aber der Mond der Schöpfung nicht nur über ein Stück Erde hinleuchtet, sondern überallhin, so leuchten auch der Mond und die Sternlein des „Abendliedes“ nicht nur über dieses, sondern über alle Gedichte hin. Sie leuchten hin, wo wenig Mond ist und die Sterne blaß sind; und wo kein Wald

ist, da wächst er aus dem „Abendlied" hervor, und wie er schwarz und schweigend dasteht, ist der kleine Mond auch schon groß geworden und die blassen Sternlein prangen mit ihm hell und klar:

„Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön."

Alles wird bei Claudius rund und schön. Er kann sich getrauen, ein Gedicht halbfertig sein zu lassen; es bleibt bei ihm nicht nur halb, sondern Mond, Sterne und der Himmel lassen es fertig wachsen.

Wie Setzlinge in einem Garten, welche man verläßt, wenn sie gesetzt sind, und dem Himmel zum Wachsen übergibt, so sind seine Gedichte in den „Wandsbecker Boten" gesetzt: man meint, eines sei klein, aber nach einiger Zeit hat der Himmel über ihm Platz und das Gedicht ist jetzt groß.

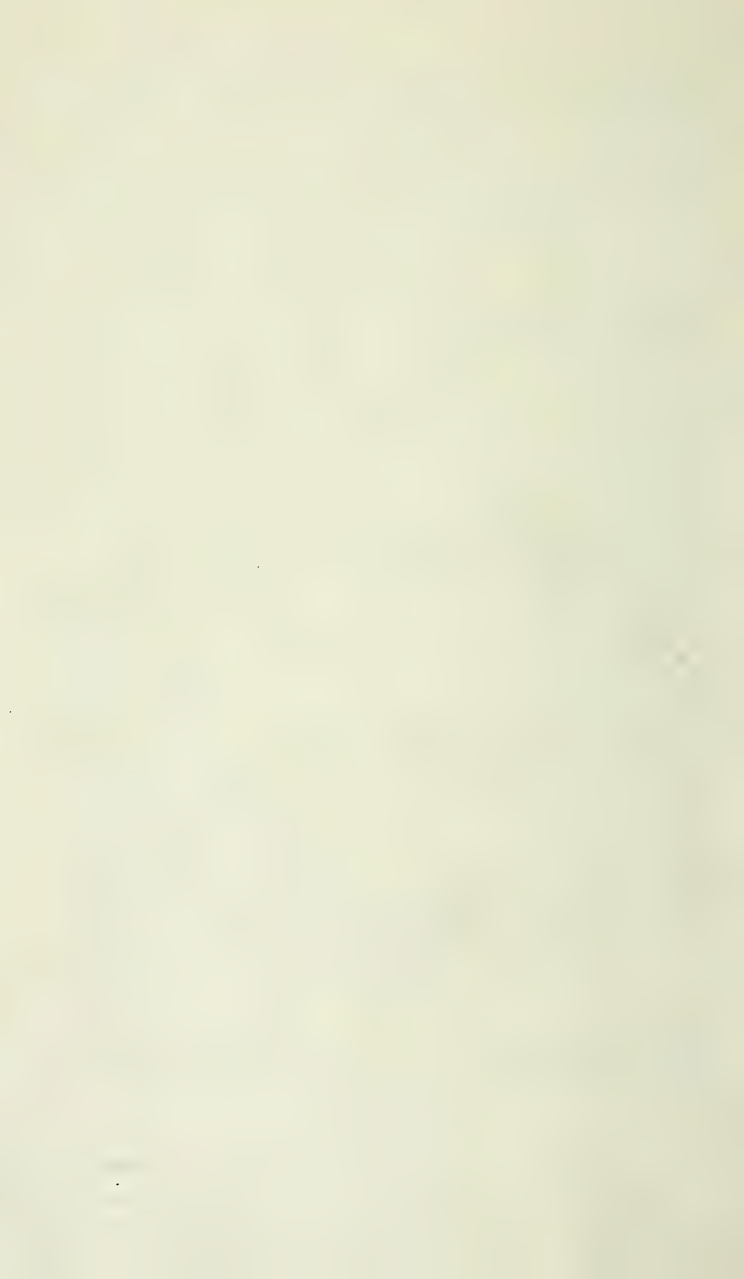
Wer könnte sich heute wie damals Matthias Claudius getrauen, ein Gedicht halbfertig sein

zu lassen? Es ist nichts da, das fertig wachsen läßt, das Gedicht muß deshalb schön vollendet zusammenstehen, sonst würde es auseinanderfallen. Immer sieht man den Dichter aufgeregt die Worte zusammenhalten.

Matthias Claudius aber kann stets ruhig sein. Er konnte „faul sein, nichts tun, Vögel singen hören, Klavier spielen und spazieren gehen", wie der Minister Moser von ihm erzählte: und wenn er auch zu gar nichts recht Lust hatte, („ich habe nicht große Lust, Rektor zu sein, aber wenn Sie's meinen, wollte ich's doch werden oder was Sie sonst meinen"): weder zum „Theologen noch zum Kammerrat noch zum Bankrevisor oder Übersetzer" — so gedieh doch alles Halbe bei ihm rund und schön. Denn bei ihm war eben ein schöner Himmel und eine schöne Erde und eine heilige Religion, und er war ein reiner Kieselstein, an welchen der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlugen, daß Funken herausflogen.

Sommer 1920 Max Picard

Das Fromme Buch



Mein Neujahrslied

Es war erst frühe Dämmerung
Mit leisem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genung
Sich durch den Wald zu finden.

Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichtal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.

Auch dacht' ich weiter: „So, und so,
Das Jahr ist nun vergangen,
Und du siehst, noch gesund und froh,
Den schönen Stern dort prangen.

Der ihm dort so zu stehn gebot
Muß doch gern geben mögen!
Sein Stern, Sein Tal, Sein Morgenrot,
Rund um mich her Sein Segen!

Und bald wird Seine Sonne hier
Zum erstenmal aufgehen! —"
Das Herz im Leibe brannte mir,
Ich mußte stille stehen,

Und wankte wie ein Mensch im Traum,
Wenn ihn Gesichte drängen,
Umarmte einen Eichenbaum
Und blieb so an ihm hängen.

Auf einmal hört' ich's wie Gesang,
Und glänzend stieg's hernieder
Und sprach mit hellem hohen Klang,
Das Waldtal sprach es wieder:

Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungnes Land!
Weiht Braga hier aufs neue

Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein,
Und alte deutsche Sitten!

Die Männer sollen, jung und alt,
Gut vaterländ'sch und tüchtig
Und bieder sein und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig!

Und deine Fürsten groß und gut!
Und groß und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben, und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten!

Gut sein! Gut sein! ist viel getan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der bess're Mann,
Sonst sei der bess're König!

Des alten lahmen Invaliden Görgel sein Neujahrswunsch

Sie haben mich dazu beschieden,
  So bring' ich's denn auch dar:
Im Namen aller Invaliden
  Wünsch' ich ein fröhlich Jahr

Zuerst dem lieben Bauernstande;
  Ich bin von Bauern her,
Und weiß, wie nötig auf dem Lande
  Ein fröhlich Neujahr wär'.

Gehn viele da gebückt und welken
  In Elend und in Müh',
Und andre zerren dran und melken,
  Wie an dem lieben Vieh.

Und ist doch nicht zu defendieren,
  Und gar ein böser Brauch;
Die Bauern gehn ja nicht auf Vieren,
  Es sind doch Menschen auch;

Und sind zum Teil recht gute Seelen.
  Wenn nun ein solches Blut
Zu Gott seufzt, daß sie ihn so quälen;
  Das ist fürwahr nicht gut.

Ein fröhlich fröhlich Jahr den Fürsten,
  Die nach Gerechtigkeit,
Nach Menschlichkeit und Wohltun dürsten;
  Der Fürsten Ehrenkleid!

Sie sind in diesem Ehrenkleide
  Wie Gottes Engel schön!
Und haben selbst die meiste Freude;
  Sonst muß ich's nicht verstehn.

Ein fröhlich Jahr und Wohlbehagen
  Dem Fürsten unserm Herrn!
Der auch in unsern alten Tagen
  Noch denket an uns gern;

Der als ein Vater an uns denket
  Auf seinem Fürstenthron,
Und uns des Lebens Pflege schenket!
  Dank ihm und Gotteslohn!

Und seinen Untertanen allen,
  Wir sind ja Brüder gar,
Uns lieben Brüdern Wohlgefallen
  Und ein recht gutes Jahr!

„Und allen edlen Menschen Friede
  Und Freud' auf ihrer Bahn!
Ich segne sie in meinem Liede,
  So viel ich segnen kann;

Und fühl' in diesem Augenblicke
  Den lahmen Schenkel nicht,
Und steh' und schwinge meine Krücke,
  Und glühe im Gesicht."

Morgenlied eines Bauersmanns

Da kömmt die liebe Sonne wieder,
Da kömmt sie wieder her!
Sie schlummert nicht und wird nicht müder,
Und läuft doch immer sehr.

Sie ist ein sonderliches Wesen;
Wenn morgens auf sie geht,
Freut sich der Mensch und ist genesen
Wie beim Altargerät.

Von ihr kommt Segen und Gedeihen,
Sie macht die Saat so grün,
Sie macht das weite Feld sich neuen,
Und meine Bäume blühn.

Und meine Kinder spielen drunter,
Und tanzen ihren Reihn,
Sind frisch und rund und rot und munter,
Und das macht all ihr Schein.

Was hab' ich dir getan, du Sonne,
Daß mir das widerfährt?
Bringst jeden Tag mir neue Wonne,
Und bin's fürwahr nicht wert.

Du hast nicht menschliche Gebärde,
Du issest nicht wie wir;
Sonst holt' ich gleich von meiner Herde
Ein Lamm und brächt' es dir,

Und stünd' und schmeichelte von ferne:
„Iß und erquicke dich,
Iß, liebe Sonn', ich geb' es gerne,
Und willst du mehr, so sprich."

Gott in dem blauen Himmel oben,
Gott denn belohn' es dir!
Ich aber will im Herzen loben
Von deiner Güt' und Zier.

Und weil wir ihn nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen sein,
Und an dem edlen Werk erkennen
Wie freundlich er muß sein!

Oh! bis mir denn willkommen heute,
Bis willkomm, schöner Held!
Und segn' uns arme Bauersleute,
Und unser Haus und Feld.

Bring' unserm König heut' auch Freude,
Und seiner Frau dazu,
Segn' ihn und tu ihm nichts zuleide,
Und mach ihn mild wie du!

Frau Rebekka mit den Kindern

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,
  Es gibt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus...
  Die Sonne will aufgehen! –

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
  So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf,
  Und alle Abend unter!

Geht immer, und scheint weit und breit
  In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
  Wie wir es nötig haben.

Von ohngefähr kann das nicht sein,
  Das könnt ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein,
  Ihr müßt ihn ziehn und lenken.



Das Sternenheer hoch in der Höh',
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenrot, der Silbersee
Mit Busch und Wald umkränzet,

Dies Veilchen, dieser Blütenbaum,
Der seine Arm ausstrecket,
Sind, Kinder! „seines Kleides Saum",
Das ihn vor uns bedecket;

Ein „Herold", der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre;
Der „Spiegel seiner Herrlichkeit";
Der „Tempel seiner Ehre",

Ein mannichfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu'
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin,
Und ist schwer zu ergründen.
Sei fromm, und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden.

Abendlied eines Bauersmanns

Das schöne große Taggestirne
  Vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
  Lieb Weib, und denn tisch auf!

Kannst hier nur auf der Erde decken,
  Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es abends gut zu schmecken,
  Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
  Denn hör', mich hungert's sehr;
Bring' auch den kleinsten aus dem Neste,
  Wenn er nicht schläft, mit her.

Dem König bringt man viel zu Tische;
  Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische
  Und Panzen und Pastet;

Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frei,
Der ordert ihm sein Tafelwesen
Und präsidiert dabei.

Gott laß ihm alles wohl gedeihen!
Er hat auch viel zu tun,
Und muß sich Tag und Nacht kasteien,
Daß wir in Frieden ruhn.

Und haben wir nicht Herrenfutter;
So haben wir doch Brot,
Und schöne, frische reine Butter,
Und Milch, was denn für Not?

Das ist genug für Bauersleute,
Wir danken Gott dafür,
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

Es präsidiert bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein!
Und kuckt von oben in die Schale
Und tut den Segen h'nein.

Nun, Kinder, esset, eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin glücklich und bin reich!

Abendlied

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? –
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitle arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.

Verschon' uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

Der glückliche Bauer

Vivat der Bauer, Vivat hoch!
  Ihr seht es mir nicht an;
Ich habe nichts, und bin wohl doch
  Ein großer reicher Mann.

Frühmorgens, wenn der Tau noch fällt,
  Geh' ich, vergnügt im Sinn,
Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld,
  Und pflüge durch ihn hin;

Und sehe, wie er wogt und zieht,
  Rund um mich nah und fern,
Und sing' dazu mein Morgenlied,
  Und denk' an Gott den Herrn;

Die Krähen warten schon auf mich,
  Und folgen mir getreu,
Und alle Vögel regen sich
Und tun den ersten Schrei;

Indessen steigt die Sonn' herauf,
Und scheinet hell daher –
Ist so was auch für Geld zu Kauf,
Und hat der König mehr?

Und, wenn die junge Saat aufgeht;
Wenn sie nun Ähren schießt;
Wenn so ein Feld in Hocken steht;
Wenn Gras gemähet ist;

O wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der Tat –
Mit Segen in der Hand;

Und sieht's vor Augen: wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn freilich, Er allein!
Doch hilft der Mensch, und soll
Arbeiten und nicht müßig sein.
Und das bekömmt ihm wohl.

Denn, nach dem Sprichwort, Müßiggang
  Ist ein beschwerlich Ding,
Und schier des Teufels Ruhebank,
  Für vornehm und gering.

Mir macht der Böse keine Not;
  Ich dresch' ihn schief und krumm,
Und pflüg' und hau' und grab' ihn tot,
  Und mäh' ihn um und um.

Und wird's mir auch bisweilen schwer;
  Mag's doch! Was schadet das?
Ein guter Schlaf stellt alles her,
  Und morgen bin ich baß;

Und fange wieder fröhlich an
  Für Frau und Kind. Für sie
Solang ich mich noch rühren kann,
  Verdrießt mich keine Müh'.

Ich habe viel, das mein gehört,
  Viel Gutes hin und her. –
Du droben! hast es mir beschert;
  Beschere mir noch mehr.

Gib, daß mein Sohn dir auch vertrau',
Weil du so gnädig bist;
Lieb' ihn, und gib ihm eine Frau
Wie seine Mutter ist.

Der Bauer nach geendigtem Prozeß

Gottlob, daß ich ein Bauer bin;
Und nicht ein Advokat,
Der alle Tage seinen Sinn
Auf Zank und Streiten hat.

Und wenn er noch so ehrlich ist,
Wie sie nicht alle sind;
Fahr' ich doch lieber meinen Mist
In Regen und in Wind.

Denn davon wächst die Saat herfür,
Ohn' Hülfe des Gerichts;
Aus nichts wird etwas denn bei mir,
Bei ihm aus etwas nichts.

Gottlob, daß ich ein Bauer bin;
Und nicht ein Advokat!
Und fahr' ich wieder zu ihm hin;
So breche mir das Rad!

Ein Lied vom Reifen

Sirach Kap. 43, v. 21.
Er schüttet den Reifen auf
die Erde wie Salz.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angetan
Mit Reifen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus
Auf allen Zweigelein
Hängt's weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner sein;

Und alle Bäume rund umher,
All' alle weit und breit,
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn,
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerherd,
Und marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was wert.

Einfältiger Naturgenuß,
Ohn' Alfanz drum und dran,
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Kredit und Geld und golden Ring,
Und Bank und Börsensaal;

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reifen nah und fern —
So gut wird's euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herrn!

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl

Lichthell, still, edel, rein und frei,
Und über alles fein! –
O aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an und denken noch
Einfältiglich dabei:
Woher der Reif und wie er doch
Zustande kommen sei?

Denn gestern abend, Zweiglein rein!
Kein Reifen in der Tat! –
Muß einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß!

Täglich zu singen

Ich danke Gott und freue mich
Wie 's Kind zur Weihnachtgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Laub und Gras kann sehen,
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zumute ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer, reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichtum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastein
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben!

Ein Lied um Regen

DER ERSTE

Regen, komm herab!
Unsre Saaten stehn und trauern,
Und die Blumen welken.

DER ZWEITE

Regen, komm herab!
Unsre Bäume stehn und trauern!
Und das Laub verdorret.

DER ERSTE

Und das Vieh im Felde schmachtet,
Und brüllt auf zum Himmel.

DER ZWEITE

Und der Wurm im Grase schmachtet,
Schmachtet und will sterben.

BEIDE

Laß doch nicht die Blumen welken!
Nicht das Laub verdorren!
O, laß doch den Wurm nicht sterben!
Regen, komm herab!

Ein Lied, hinterm Ofen zu singen

Der Winter ist ein rechter Mann,
  Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
  Und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's;
  Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs,
  Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an,
  Und läßt's vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluß im Zahn
  Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
  Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
  Und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
  Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
  Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
  Und Teich' und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
  Denn will er sich tot lachen. –

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
  Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
  Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort bald hier,
  Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
  Und sehn ihn an und frieren.

Der Philosoph und die Sonne

DER PHILOSOPH:

Du edler Stern am hohen Himmelszelt,
Du Herr und König deiner Brüder!
Du bist so gut gesinnt – du wärmest uns die Welt,
Und schmückst mit Blumen uns das Feld,
Und machst den Bäumen Laub, den Vögeln bunt Gefieder;
Du machst uns Gold, das Wunderding der Welt,
Und Diamant, und seine Brüder;
Kömmst alle Morgen fröhlich wieder,
Und schüttest immer Strahlen nieder –
Sprich, edler Stern am hohen Himmelszelt,
Wie wachsen dir die Strahlen wieder?
Wie wärmest du? Wie schmückst du Wald und Feld?

Wie machst du doch in aller Welt
Dem Diamant sein Licht, dem Pfau sein
schön Gefieder?
Wie machst du Gold?
Sprich, liebe Sonn', ich wüßt' es gern.

DIE SONNE:

Weiß ich's? Geh, frage meinen Herrn.

Phidile

Ich war erst sechzehn Sommer alt,
Unschuldig und nichts weiter
Und kannte nichts als unsern Wald,
Als Blumen, Gras und Kräuter.

Da kam ein fremder Jüngling her;
Ich hatt' ihn nicht verschrieben,
Und wußte nicht wohin noch her;
Der kam und sprach von Lieben.

Er hatte schönes langes Haar
Um seinen Nacken wehen;
Und einen Nacken, als das war,
Hab' ich noch nie gesehen.

Sein Auge, himmelblau und klar!
Schien freundlich was zu flehen;
So blau und freundlich, als das war,
Hab' ich noch keins gesehen.

Und sein Gesicht, wie Milch und Blut!
Ich hab's nie so gesehen;
Auch, was er sagte, war sehr gut,
Nur konnt' ich's nicht verstehen.

Er ging mir allenthalben nach,
Und drückte mir die Hände,
Und sagte immer Oh und Ach,
Und küßte sie behende.

Ich sah ihn einmal freundlich an,
Und fragte, was er meinte;
Da fiel der junge schöne Mann
Mir um den Hals und weinte.

Das hatte niemand noch getan;
Doch war's mir nicht zuwider,
Und meine beiden Augen sahn
In meinen Busen nieder.

Ich sagt' ihm nicht ein einzig Wort,
Als ob ich's übel nähme,
Kein einzigs, und – er flohe fort;
Wenn er doch wieder käme!

Christiane

Es stand ein Sternlein am Himmel,
  Ein Sternlein guter Art;
Das tät so lieblich scheinen,
  So lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle
  Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle,
  Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb denn lange stehen,
  Hatt' große Freud' in mir:
Das Sternlein anzusehen;
  Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
  Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
  Und find' es nun nicht mehr.

Die Sternseherin Lise

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk getan
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht
Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit,
Und kann mich satt nicht sehn . . .

Dann saget, unterm Himmelszelt,
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt 'was Bessers in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf' mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich darnach.

Frau Rebekka

Wo war ich doch vor dreißig Jahr,
Als deine Mutter dich gebar?
  Wär' ich doch dagewesen! –
Gelauert hätt' ich an der Tür
Auf dein Geschrei, und für und für
  Gebetet und gelesen.

Und kam's Geschrei – nun marsch hinein:
„Du kleines liebes Mägdelein,
Mein Reis'gefährt, willkommen!"
Und hätte dich denn weich und warm
Zum erstenmal in meinen Arm
  Mit Leib und Seel' genommen.

Und hätte ich denn weich und warm
Mit Leib und Seel' in meinen Arm
  Zum erstenmal genommen . . .
„Du frommes liebes Mägdelein,
Ich hab' dich sonst noch nicht gesehn,
  Willkommen, bis willkommen! –

Wie bist du lieber R e i s ' g e f ä h r t
In deinen Windeln mir so wert!
O werde nicht geringer!
Du, Mutter, lehr' das Mägdlein wohl!
Und wenn ich wieder kommen soll;
So pfeif nur auf dem Finger."

Ein Wiegenlied, bei Mondschein zu singen

So schlafe nun, du Kleine!
  Was weinest du?
Sanft ist im Mondenscheine
  Und süß die Ruh'.

Auch kommt der Schlaf geschwinder,
  Und sonder Müh';
Der Mond freut sich der Kinder,
  Und liebet sie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
  Doch Mädchen mehr,
Gießt freundlich schöne Gaben
  Von oben her

Auf sie aus, wenn sie saugen,
  Recht wunderbar;
Schenkt ihnen blaue Augen
  Und blondes Haar.

Alt ist er wie ein Rabe,
Sieht manches Land;
Mein Vater hat als Knabe
Ihn schon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
Hat Mutter 'mal
Mit ihm von mir gesprochen:
Sie saß im Tal.

In einer Abendstunde,
Den Busen bloß,
Ich lag mit offnem Munde
In ihrem Schoß.

Sie sah mich an, für Freude
Ein Tränchen lief,
Der Mond beschien uns beide,
Ich lag und schlief;

Da sprach sie: „Mond, oh! scheine,
Ich hab' sie lieb,
Schein' Glück für meine Kleine!"
Ihr Auge blieb

Noch lang am Monde kleben,
Und flehte mehr.
Der Mond fing an zu beben,
Als hörte er.

Und denkt nun immer wieder
An diesen Blick,
Und scheint von hoch hernieder
Mir lauter Glück.

Er schien mir unterm Kranze
Ins Brautgesicht,
Und bei dem Ehrentanze;
Du warst noch nicht.

Die Mutter bei der Wiege

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild!
Du deines Vaters Ebenbild!
Das bist du; zwar dein Vater spricht,
Du habest seine Nase nicht.

Nur eben itzo war er hier
Und sah dir ins Gesicht,
Und sprach: Viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht.

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
Doch muß es seine Nase sein;
Denn wenn's nicht seine Nase wär',
Wo hätt'st du denn die Nase her?

Schlaf, Knabe, was dein Vater spricht,
Spricht er wohl nur im Scherz;
Hab' immer seine Nase nicht,
Und habe nur sein Herz!

Ein Lied für Schwindsüchtige

Weh' mir! Es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Bin recht ein Bild der Not,
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich,
Und huste mich fast tot.

Die Luft, drein herrlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
Ihr Heil und Leben tränkt;

Die ist für mich nicht frei, nicht Heil.
Mein Atem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Teil
Mich martern und kastein.

Und doch labt's und erquickt's mich nicht,
Macht's mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr sein,
Und lässet mich die ganze Nacht
Mit meiner Not allein.

Die Ärzte tun zwar ihre Pflicht,
Und fuschern drum und dran;
Allein sie haben leider nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein' Hülf' allein bleibt Sarg und Grab.
O sängen an der Tür
Sie schon, und senkten mich hinab!
Wie leicht und wohl wär's mir!

O sängen doch an meiner Tür
Sie laut: „Ich hab' mein Sach'"
Und trügen mich, und folgten mir
In langer Reihe nach,

Rund um die Kirch' ans Grab heran,
Und senkten mich hinein! –
Ich läg' und hätte Ruhe dann,
Und fühlte keine Pein.

Doch ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur deinen Trost! und etwas Luft
Du hast der Luft so viel.

Nach der Krankheit

Ich lag und schlief; da fiel ein böses Fieber
Im Schlaf auf mich daher,
Und stach mir in der Brust und nach dem Rücken über,
Und wütete fast sehr.

Es sprachen Trost, die um mein Bette saßen;
Lieb Weibel grämte sich,
Ging auf und ab, wollt' sich nicht trösten lassen,
Und weinte bitterlich.

Da kam Freund Hain: „Lieb Weib, mußt nicht so grämen,
Ich bring' ihn sanft zur Ruh'";
Und trat ans Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

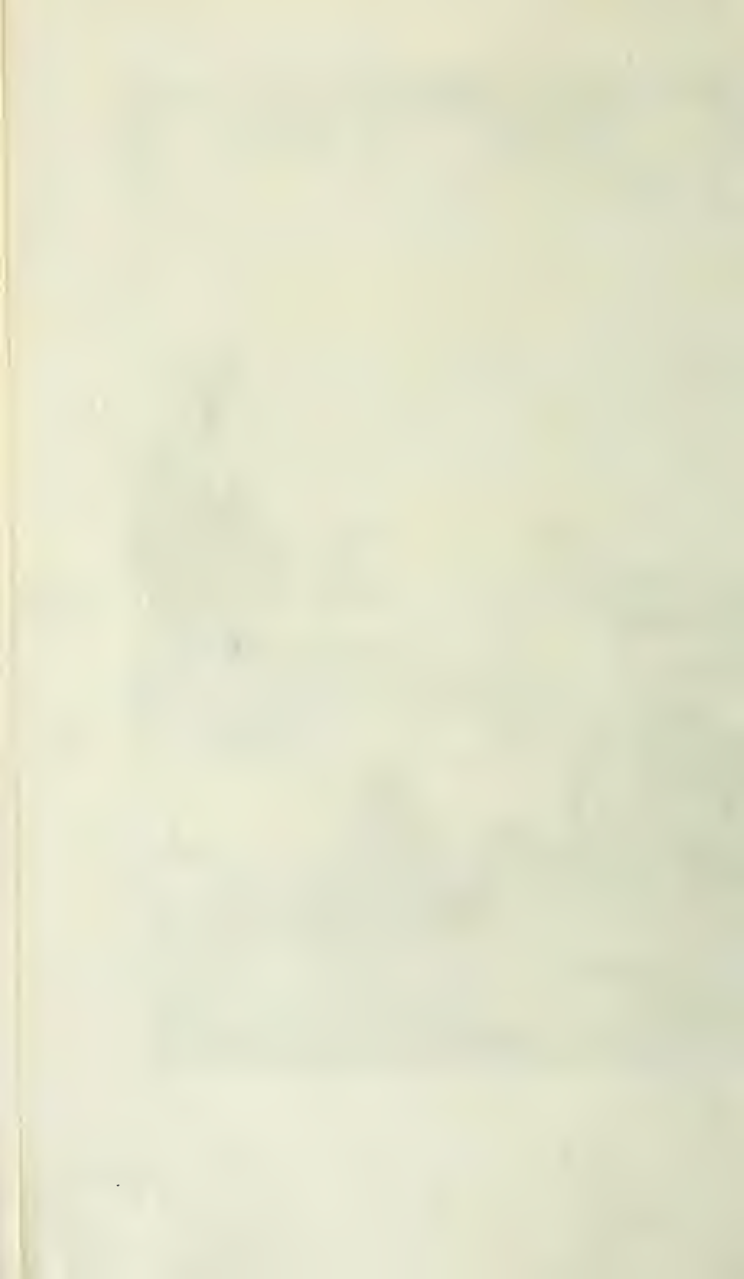
Sei mir willkommen, sei gesegnet, Lieber!
Weil du so lächelst; doch
Doch, guter Hain, hör' an, darfst du vorüber,
So geh und laß mich noch!

„Bist bange, Asmus? – Darf vorübergehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb also wohl, und bis auf Wiedersehen!"
Und damit ging er fort.

Und ich genas! Wie sollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wiederkömmst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!





Der Mann im Lehnstuhl

Saß einst in einem Lehnstuhl still
  Ein viel gelehrter Mann,
Und um ihn trieben Knaben Spiel
  Und sahn ihn gar nicht an.

Sie spielten aber Steckenpferd,
  Und ritten hin und her:
Hopp, hopp! und peitschten unerhört,
  Und trieben 's Wesen sehr.

Der Alte dacht' in seinem Sinn:
  „Die Knaben machen's kraus;
Muß sehen lassen wer ich bin."
  Und damit kramt' er aus;

Und machte ein gestreng Gesicht,
  Und sagte weise Lehr'.
Sie spielten fort, als ob da nicht
  Mann, Lehr', noch Lehnstuhl wär'.

Da kam die Laus und überlief
  Die Lung' und Leber ihm.
Er sprang vom Lehnstuhl auf und rief
  Und schalt mit Ungestüm:

„Mit dem verwünschten Steckenpferd!
  Was doch die Unart tut!
Still' da! ihr Jungens, still', und hört!
  Denn meine Lehr' ist gut."

„Kann sein," sprach einer, „weiß es nit,
  Geht aber uns nicht an.
Da ist ein Pferd, komm reite mit;
  Dann bist du unser Mann."

Fuchs und Pferd

Einst wurden Fuchs und Pferd,
Warum, das weiß ich nicht, auch hat es
mich verdrossen,
Denn mir sind beide Tiere wert,
In einen Käficht eingeschlossen.
Das Pferd fing weidlich an zu treten
Für Ungeduld, und trat
Den armen Reinke Fuchs, der nichts an
Füßen hat.
„Das nun hätt' ich mir wohl verbeten,
Tret' Er mich nicht, Herr Pferd! ich will
ihn auch nicht treten.“

Trinklied

EINE ODER ETLICHE STIMMEN:

I

Auf und trinkt! Brüder trinkt!
Denn für gute Leute
Ist der gute Wein,
Und wir wollen heute
Frisch und fröhlich sein.
Auf und trinkt! Brüder trinkt!::
Stoßet an und sprecht daneben:
„Alle Kranke sollen leben!"

II

Herrlich ist's hier und schön!
Doch des Lebens Schöne
Ist mit Not vereint,
Es wird manche Träne

Unterm Mond geweint.
Herrlich ist's hier und schön!::
„Allen Traurigen und Müden,
Gott geb' ihnen Freud' und Frieden!"

III

Auf und trinkt, Brüder trinkt!
Jeder Bruder lebe,
Sei ein guter Mann!
Fördre, tröste, gebe,
Helfe wo er kann.
Auf und trinkt, Brüder trinkt!::
„Armer Mann, bang und beklommen!
Ruf uns nur, wir wollen kommen."

IV

Seht, denn seht! Brüder seht!
Gott gibt uns ja gerne,
Ohne Maß und Ziel,
Sonne, Mond und Sterne,
Und was sonst noch viel.
Seht, denn seht! Brüder seht.::
Armer Mann, bang und beklommen!
Sollten wir denn auch nicht kommen?

CORO:

Armer Mann, armer Mann!
Bange und beklommen!
Wollen's gerne tun,
Wollen gerne kommen,
Ruf uns nur. Und nun
Auf und trinkt! Brüder trinkt.

Lied

ETLICHE STIMMEN:

I

Auf und trinkt! Brüder trinkt!
Denn für gute Leute
Ist der gute Wein;
Und wir wollen heute
Frisch und fröhlich sein.
Auf und trinkt! Brüder trinkt!
Wein ist nicht umsonst gegeben,
Er verschönt des Menschen Leben.

II

Aber wißt! Brüder wißt!
Dieses Lebens Schöne
Ist mit Not vereint,
Es wird manche Träne
Unterm Mond geweint.

Brüder wißt! Brüder wißt!
In den niedern Hütten klaget
Mancher trostlos und verzaget.

III

Stoßet an! Stoßet an!
Jeder Bruder strebe,
Sei ein guter Mann,
Fördre, tröste, gebe,
Helfe wo er kann.
Helfe gern, gebe gern!
Denket an die Not in Hütten,
Und laßt euch nicht zweimal bitten.

IV

Seht denn seht! Brüder seht!
Gott gibt uns ja gerne;
Er bereitet Rat
Heimlich und von ferne,
Und kommt in der Not,
Kommt und hilft, kommt und hilft,
Hat viel Gutes uns im Leben
Hat uns diesen Tag gegeben.

V

Brüder auf! Alle auf!
  Unser König lebe! –
    Gott wird mit ihm sein,
  Daß er Frieden gebe
    Ehrenvoll und rein.
Er wird's tun, er wird's tun! ....
    Ach die Welt ist matt und müde,
    Satt gequälet – – – Friede, Friede!

ALLE FALLEN EIN:
(ohne Melodie und ad libitum)

Unser König lebe! – – –

Motet

Der Mensch lebt und bestehet
  Nur eine kleine Zeit;
Und alle Welt vergehet
  Mit ihrer Herrlichkeit.
Es ist nur Einer ewig und an allen Enden,
  Und wir in seinen Händen.
Und der ist allwissend.

ERSTER CHOR:

Hallelujah!
Und der ist heilig.

ZWEITER CHOR:

Hallelujah!
Und der ist allmächtig.

DRITTER CHOR:

Hallelujah!
Und der ist barmherzig.

ALLE CHÖRE:

Ist barmherzig – Hallelujah! Amen!
Hallelujah ewig ewig ewig seinem Namen
Ist barmherzig – Hallelujah! Amen!

Der Mensch

Empfangen und genähret
  Vom Weibe wunderbar,
Kommt er und sieht und höret
  Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
  Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet, und verehret,
  Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
  Hält nichts und alles wahr;
Erbauet, und zerstöret;
  Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret;
  Trägt braun und graues Haar.
Und alles dieses währet
  Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Denn legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kommt nimmer wieder.

Ein Lied

Nach der Melodie: My mind to me a kingdom is in den Reliques of ancient Poetry

Ich bin vergnügt, im Siegeston
  Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron'
  Und Szepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
  Mag er's, so ist er was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Mogols Geld,
  Des Glück, wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
  Zum Mond hinauf sah noch?
Ich wünsche nichts von alle dem,
  Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
  Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug,
  Wer klug ist, wünscht nicht sehr;
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
  So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr' ist obendrauf
Ein sehr zerbrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf,
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht tun und edel sein und gut,
Ist mehr als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Mut
Und Freude um sich her,
Und man ist stolz, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit einer Kron'
Und Szepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er was ich bin.

Kriegslied

'ſ ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel
wehre,
Und rede du darein!
's ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit
Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagnen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot,
Im Staub sich vor mir wälzten, und mir
fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,

Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammleten, und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hülf' mir Kron' und Land und Gold
und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg – und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Krieg und Friede

DER VORSÄNGER:

Es ertönt ein Lied vom Frieden;
Macht den Sängern Platz!
Denn Er ist fürwahr hienieden
Gar ein großer Schatz;
Und zu Felde gehn und kriegen
Ist kein Glück, und kein Vergnügen!
Saget an!
Saget an!

ALLE:

Nicht zu Felde gehn und kriegen!
Menschenblut
Ist doch viel zu gut.

DER VORSÄNGER:

Heißt zwar: Völker überwinden,
Glorreich insgemein.

Glor-reich können wir's nicht finden,
Glor-arm mag's wohl sein.
Ohne Not ist auch zu siegen
Uns kein Glück, und kein Vergnügen.
Saget an!
Saget an!

ALLE:

Wollen ohne Not nicht siegen.
Menschenblut
Ist doch viel zu gut.

DER VORSÄNGER:

Wenn der Fürst nur leibt und lebet
Für den Untertan,
Und das stille Hausglück schwebet
Über Frau und Mann,
Und die Kinder in der Wiegen
Wohlgemut und sicher liegen!
Saget an!
Saget an!

ALLE:

Ja, du lieber Fürst! Nicht kriegen!
  Menschenblut
Ist doch viel zu gut!

DER VORSÄNGER:

Doch, wenn ohne Fug und Ehren
  Jemand trotzt; und droht
Herd und Altar zu zerstören;
  – Not hat kein Gebot –
Denn zu kriegen und zu siegen,
Und zu schlagen, bis sie liegen!
Saget an!
Saget an!

ALLE:

Das ist Recht, und ist Vergnügen.
  Menschenblut
  Ist denn nicht zu gut!

Der Schwarze in der Zuckerplantage

Weit von meinem Vaterlande
Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh' und Schande;
Ohhh die weißen Männer!! klug und schön!

Und ich hab' den Männern ohn' Erbarmen
Nichts getan.
Du im Himmel! hilf mir armen
Schwarzen Mann!

Als der Hund tot war

Alard ist hin, und meine Augen fließen
Mit Tränen der Melancholie!
Da liegt er tot zu meinen Füßen!
Das gute Vieh!

Er tat so freundlich, klebt' an mir wie
Kletten,
Noch als er starb an seiner Gicht.
Ich wollt' ihn gern vom Tode retten,
Ich konnte nicht.

Am Eichbaum ist er oft mit mir gesessen,
In stiller Nacht mit mir allein;
Alard, ich will dich nicht vergessen,
Und scharr' dich ein,

Wo du mit mir oft saß'st, bei unsrer Eiche,
Der Freundin meiner Schwärmerei. –
Mond, scheine sanft auf seine Leiche!
Er war mir treu.

Als Daphne krank war

ENDYMION:

Fremder Mann! Weißt du keine Grabstätte
für mich?

DER FREMDE:

Jüngling, deine Seele liebt!
Sanfter Jüngling! Aber sei nicht betrübt!
Sieh! der Frühling kommt nun wieder,
Und die Nachtigall,
Und die Blumen kommen wieder,
Und der Widerhall,
Und wir singen Frühlingslieder,
Und denn fallen in den Schall
Tausend weiße Blüten nieder.
Jüngling! Sieh, der Frühling kommt nun wieder,
Und die Nachtigall.

ENDYMION:

Fremder Mann! Weißt du keine Grabstätte
für mich?

Der Tod und das Mädchen

DAS MÄDCHEN:

Vorüber! Ach, vorüber!
Geh, wilder Knochenmann!
Ich bin noch jung, geh', Lieber!
Und rühre mich nicht an.

DER TOD:

Gib deine Hand, du schön und zart Gebild!
Bin Freund, und komme nicht, zu strafen.
Sei gutes Muts! ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen!

An — als ihm die — starb

Der Sämann sät den Samen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein kleines
Keimet die Blume herauf —

Du liebtest sie. Was auch dies Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet,
Und sie entschlummerte dir!

Was weinest du neben dem Grabe,
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher!

Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub, und
Kehrt zur Sonne zurück!

Bei dem Grabe Anselmos

Daß ich dich verloren habe,
Daß du nicht mehr bist,
Ach! daß hier in diesem Grabe
Mein Anselmo ist,
Das ist mein Schmerz! das ist mein Schmerz!
Seht, wir liebten uns, wir beide,
Und, so lang' ich bin, kommt Freude
Niemals wieder in mein Herz.

Die Mutter am Grabe

Wenn man ihn auf immer hier begrübe,
  Und es wäre nun um ihn geschehn;
Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,
  Und ich sollte ihn nicht wieder sehn,
  Müßte ohne Hoffnung von dem Grabe
                                        gehn — —
Unser Vater, o du Gott der Liebe!
Laß ihn wieder auferstehn.

Der Vater am Grabe

Er ist nicht auf immer hier begraben,
Es ist nicht um ihn geschehn!
Armes Heimchen, du darfst Hoffnung haben,
Wirst gewiß ihn wieder sehn,
Und kannst fröhlich von dem Grabe gehn.
Denn die Gabe aller Gaben
Stirbt nicht, und muß auferstehn.

Bei dem Grabe meines Vaters

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken – ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Bei ihrem Grabe

Diese Leiche hüte Gott!
 Wir vertrauen sie der Erde,
Daß sie hier von aller Not
 Ruh', und wieder Erde werde.

Da liegt sie, die Augen zu
 Unterm Kranz, im Sterbekleide! . . .
Lieg und schlaf in Frieden du,
 Unsre Lieb' und unsre Freude!

Gras und Blumen gehn herfür,
 Alle Samenkörner treiben,
Treiben – und sie wird auch hier
 In der Gruft nicht immer bleiben.

Ausgesät nur, ausgesät
 Wurden alle die, die starben;
Wind- und Regenzeit vergeht,
 Und es kommt ein Tag der Garben.

Alle Mängel abgetan
Wird sie denn in bessern Kränzen
Still einhergehn, und fortan
Unverweslich sein und glänzen.

Auf den Tod der Kaiserin

Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.
War ihres Volkes Lust und ihres Volkes Segen,
Und ging getrost und voller Zuversicht
Dem Tod als ihrem Freund entgegen.
Ein Welt-Erobrer kann das nicht.
Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.

Der Tod

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
Und die Stunde schlägt.

An die Nachtigall

Er liegt und schläft an meinem Herzen,
Mein guter Schutzgeist sang ihn ein;
Und ich kann fröhlich sein und scherzen,
Kann jeder Blum' und jedes Blatts mich
freun.
Nachtigall, Nachtigall, ach!
Sing mir den Amor nicht wach!

Die Liebe

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel,
Und dringt durch alles sich;
Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel,
Und schlägt sie ewiglich.

Speculations am Neujahrstage

'N fröhlichs Neujahr, 'n fröhlichs Neujahr für mein liebes Vaterland, das Land der alten Redlichkeit und Treue! 'n fröhlichs Neujahr, für Freunde und Feinde, Christen und Türken, Hottentotten und Kannibalen! für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen und regnen lässet! und für die armen Mohrensklaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müssen! 's ist ein gar herrlicher Tag, der Neujahrstag! ich kann's sonst wohl leiden, daß einer 'n bißchen patriotisch ist, und andern Nationen nicht hofiert. Bös muß man freilich von keiner Nation sprechen; die Klugen halten sich allenthalben stille, und wer wollte um der lauten Herren willen 'n ganzes Volk lästern? wie gesagt, ich kann's sonst wohl leiden, daß einer so 'n bißchen patriotisch ist, aber Neujahrstag ist mein Patriotismus

mausetot, und 's ist mir an dem Tage, als wenn wir alle Brüder wären und Einer unser Vater, der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Wasser, das Gott für alle geschaffen hat, wie ich 'mal habe sagen hören.

Ich pflege mich denn wohl alle Neujahrsmorgen auf einen Stein am Weg hinzusetzen, mit meinem Stab vor mir im Sand zu scharren und an dies und jen's zu denken. Nicht an meine Leser; sie sind mir aller Ehren wert, aber Neujahrsmorgen auf dem Stein am Wege denk' ich nicht an sie, sondern ich sitze da und denke dran, daß ich in dem vergangnen Jahr die Sonne so oft hab' aufgehn sehen, und den Mond, daß ich so viele Blumen und Regenbogen gesehn, und so oft aus der Luft Odem geschöpft und aus dem Bach getrunken habe; und denn mag ich nicht aufsehn, und nehm' mit beiden Händen meine Mütz' ab, und kuck' hinein.

Im Junius

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So 'n heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswert, wenn Berg und Tal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart bereift; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt und die Saat schießt Ähren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab –

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge

's ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg' in ihrem Feierkleid, und frohlocke!

Brief an den Mond

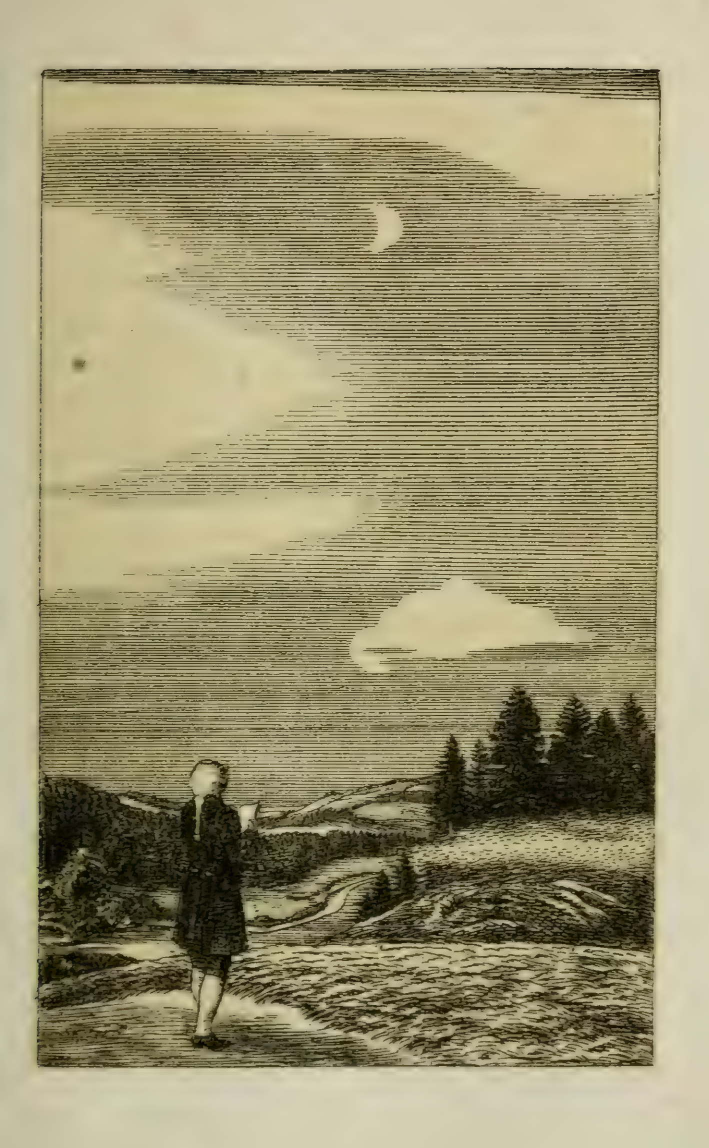
Stille glänzende Freundin,

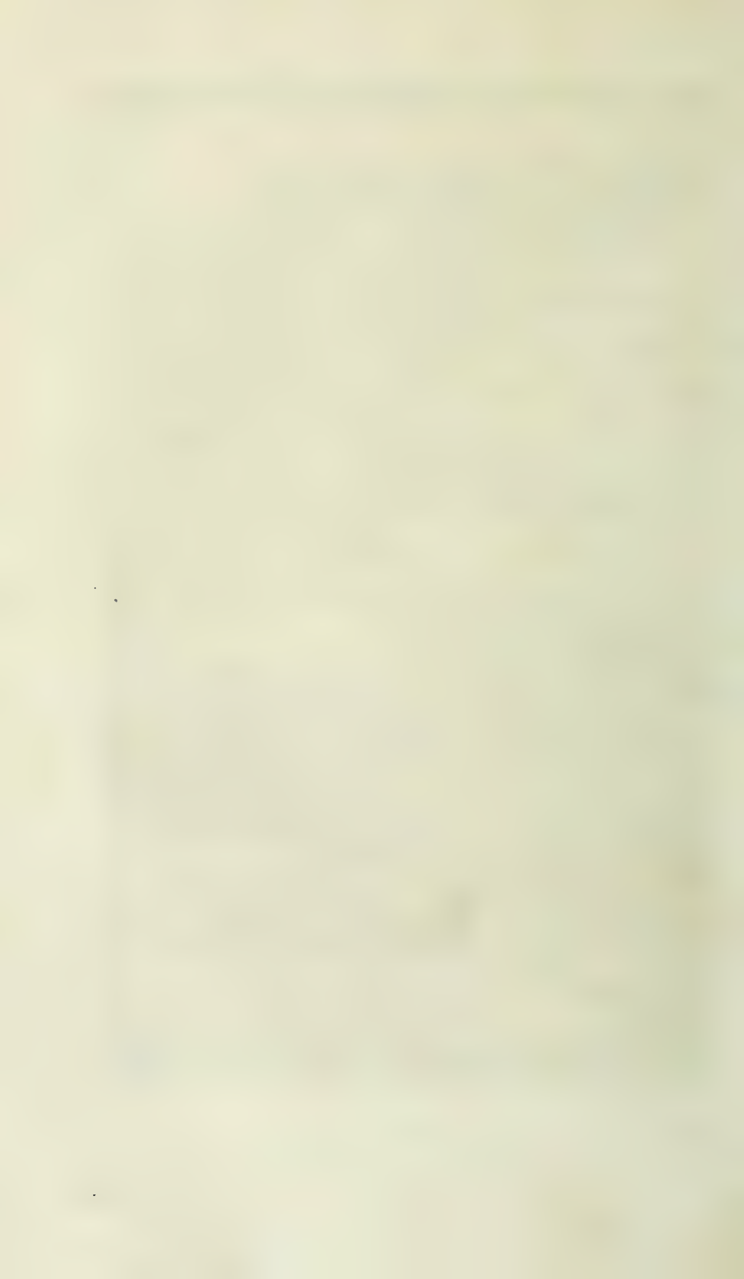
Ich habe Sie lange heimlich geliebt; als ich noch Knabe war, pflegt' ich schon in den Wald zu laufen und halbverstohlen hinter 'n Bäumen nach Ihnen umzublicken, wenn Sie mit bloßer Brust oder im Negligé einer zerrissenen Nachtwolke vorübergingen. Einst abends fragte ich, was Sie immer so unruhig am Himmel wären, und warum Sie nicht bei uns blieben. „Sie hatte, ach!" hub meine Mutter an und setzte mich freundlich auf ihren Schoß, „sie hatte einen kleinen lieben Knaben, der hieß Endymion, den hat sie verloren und sucht ihn nun allenthalben und kann den Knaben nicht wieder finden" – und mir trat eine Träne ins Auge. O, Madam! mir ist seitdem oft eine ins Auge getreten. – –

Sie scheinen ein weiches schwermütiges Herz zu haben. Der Himmel über Ihnen ist Tag und Nacht voll Jubel und Freudengeschrei, daß seine Schwellen davon erbeben, aber ich habe Sie nie in der fröhlichen Gesellschaft des Himmels gesehn. Sie gehen immer allein und traurig um unsre Erde herum, wie ein Mädchen um das Begräbnis ihres Geliebten, als wenn das Rauschen von erstickten Seufzern des Elends, und der Laut vom Händeringen und das Geräusch der Verwesung Ihnen süßer wären als der Päan des Orions und das hohe Allegro von der Harfe des Siebengestirns. Sanftes sympathetisches Mädchen! Erlauben Sie, daß ich meinen Gramschleier einen Augenblick vom Gesicht tue, Ihre Hand zu küssen; erlauben Sie, daß ich Sie zur Vertrauten meiner wehmütigen Kummerempfindung und melancholischen Schwärmereien mache und in Ihren keuschen Schoß weine.

Am Karfreitagsmorgen

Bin die vorige Nacht unterwegen gewesen. Etwas kalt schien einem der Mond auf den Leib, sonst war er aber so hell und schön, daß ich recht meine Freude dran hatt', und mich an ihm nicht konnte satt sehen. Heut' Nacht vor tausendachthundert Jahren schienst du gewiß nicht so, dacht' ich bei mir selbst; denn es war doch wohl nicht möglich, daß Menschen im Angesicht eines so freundlichen sanften Monds einem gerechten unschuldigen Mann Leid tun konnten! –





Was ich wohl mag

Ich mag wohl Begraben mit ansehn, wenn so ein rotgeweintes Auge noch einmal in die Gruft hinabblickt, oder einer sich so kurz umwendet, und so bleich und starr sieht und nicht zum Weinen kommen kann. 's pflegt mir denn wohl selbst nicht richtig in 'n Augen zu werden, aber eigentlich bin ich doch fröhlich. Und warum sollt' ich auch nicht fröhlich sein; liegt er doch nun und hat Ruhe! und ich bin darin 'n närrischer Kerl, wenn ich Weizen säen sehe, so denk' ich schon an die Stoppeln und den Erntetanz. Die Leut' fürchten sich so vor einem Toten, weiß nicht warum. Es ist ein rührender heiliger schöner Anblick, einer Leiche ins Gesicht zu sehen; aber sie muß ohne Flitterstaat sein. Die stille blasse Todesgestalt ist ihr Schmuck, und die Spuren der Verwesung ihr Halsgeschmeide, und das erste Hahnengeschrei zur Auferstehung.

Eine Chria

Bin auch auf Universitäten gewesen, und hab' auch studiert. Ne, studiert hab' ich nicht, aber auf Universitäten bin ich gewesen, und weiß von allem Bescheid. Ich ward von ohngefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Universität gewiesen, und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Kollegium. Da sitzen die Herren Studenten alle neben'nander auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenster steht eine Hittsche, darauf sitzt 'n Professor oder so etwas, und führt über dies und das allerlei Reden, und das heißen sie denn dozieren. Das auf der Hittschen saß, als ich d'rin war, das war 'n Magister, und hatt' eine große Paruque auf 'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser, und er unter der Hand ein so kapitaler Freigeist

sei, als irgend einer in Frankreich und England. Mochte wohl was d'ran sein, denn 's ging ihm vom Maule weg als wenn 's aus 'm Mostschlauch gekommen wär'; und demonstrieren konnt' er, wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben 'n bißchen an, und, eh man sich umsah, da war's demonstriert. So demonstriert' er z. Ex. daß 'n Student 'n Student und kein Rhinozeros sei. Denn, sagte er, 'n Student ist entweder 'n Student oder 'n Rhinozeros; nun ist aber 'n Student kein Rhinozeros, denn sonst müßt 'n Rhinozeros auch 'n Student sein; 'n Rhinozeros ist aber kein Student, also ist 'n Student 'n Student. Man sollte denken, das verstünd' sich von selbst, aber unsereins weiß das nicht besser. Er sagte, das Ding „daß 'n Student kein Rhinozeros sondern 'n Student wäre" sei eine Hauptstütze der ganzen Philosophie, und die Magisters könnten den Rücken nicht fest genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippe.

Weil man auf einem Fuß nicht gehen kann, so hat die Philosophie auch den andern,

und darin war die Rede von mehr als einem Etwas, und das eine Etwas, sagte der Magister, sei für jedermann: zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Nas', und das sei nur für ihn und seine Kollegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden spinnt, da sei der Faden für jedermann und jedermann für den Faden, aber im Hinterteil der Spinne sei sein bescheiden Teil, nämlich das andere Etwas, das der zureichende Grund von dem ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund müss' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hinterteil zu sein. Ich hätt' auch mit diesem Axioma, wie der Magister 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt alles in der Welt, sagt' er, und, wenn einer 's umstößt, so geht alles über und d'runter.

Denn kam er auf die Gelehrsamkeit und die Gelehrten zu sprechen, und zog bei der Gelegenheit gegen die Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er sie! Dem ungelahrten Pöbel setzen sich die Vorurteile von Alp, Leichdörnern, Religion usw. wie Fliegen auf

die Nase und stechen ihn; aber ihm, dem Magister, dürfe keine kommen, und käm' ihm eine, schnaps schlüg' er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nasen tot. Ob, und was Gott sei, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben. Dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und denn ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

Weiter sprach er von Berg und Tal, von Sonn' und Mond, als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Ysop ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war, als Salomo. Mich dünkt, wer 'was Recht 's weiß, muß, muß — säh' ich nur 'nmal einen,

ich wollt 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen heitern ruhigen Auge, mit dem stillen großen Bewußtsein. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andere verachten und fegen. Oh! Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft; Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen.

Der Besuch im St. Hiob zu **

Der Aufseher des Stifts heißt Bernard, und unser fünf oder sechs, lauter reisende Leute, welche die Herberge versammlet hatte, gingen hin, es zu besehen. Der erste war Herr Tobel, ein ernsthafter Mann, der wenig sprach; der zweite, Herr Wange, Prediger in der Nachbarschaft, ein Verwandter des Herrn Bernard und der eigentliche Anfänger und Anführer der ganzen Unternehmung; der dritte, wenn er für einen vollen Mann gelten soll, sein Sohn Fränzel, ein feiner Knabe von etwa zehn bis dreizehn Jahren, der vierte, Herr Sennert, 'n Bruder Studio, dem äußerlichen Ansehen nach; usw.

Unterwegs erzählte uns Herr Wange, daß er einen alten Bekannten im Stift habe, Herrn Cornelio. Dem starb seine Frau und sein Freund, und darauf ging er in den St. Hiob als Krankenwärter.

Herr Bernard empfing uns sehr höflich und bewirtete uns mit Caravan-Tee; zeigte uns auch sein Naturalienkabinett, das ziemlich vollständig ist, sonderlich an Konchylien.

Nach verschiedenen Gesprächen über dies und das, kam's endlich zum Stiftbesehen und Herr Bernard ging voran.

Er führte uns zuerst zu den Wahnsinnigen, die gleich unten im Hofe am Eingang quartiert sind, ein jeder in einem kleinen Stübchen für sich.

So wie Leute, die noch zwischen Furcht und Hoffnung schweben, unglücklicher sind, als die schon Entscheidung haben; so scheinen einem die Wahnsinnigen, oder die zwischen Sinn und Unsinn schweben, unglücklicher zu sein als die Unsinnigen, und sie sind nicht so gräßlich, aber grauerlicher anzusehen. Wir sahen ihrer hier einige und dreißig, alt und jung, Männer und Weiber, und aus allen Ständen.

Herr Bernard wollte die Bemerkung gemacht haben, daß der Wahnsinn bei

Weibsleuten sich immer auf Liebe und Religion beziehe. Im St. Hiob fanden wir seine Bemerkung bestätigt, denn die Weibsleute sprachen alle wie Verliebte, oder predigten und prophezeiten. Bei den Männern trafen wir hier auch mancherlei andern Wahnsinn. Einer in einem grünen Schlafrock dünkte sich 'n Mohr und wusch sich emsiglich, kuckte ins Spiegel und wusch wieder, und seine weiße Kontormütze und eine Zitrone standen auf dem Tisch. Ein anderer stand mit verstörten Haaren und zeigte immer mit dem Finger nach einem Stundenglas, das an der Wand hing, und seufzte dazu. Die merkwürdigsten von allen aber waren vier Brüder, die in einem Zimmer beisammen saßen – Söhne eines Musikanten, und Vater und Mutter waren im St. Hiob gestorben. Herr Bernard sagte, sie säßen die meiste Zeit so und ließen den ganzen Tag wenig oder gar nichts von sich hören; nur so oft ein Kranker im Stift gestorben sei, werde mit drei Schlägen vom Turm signiert, und so oft die Glocke gerührt

werde, sängen sie einen Vers aus einem Totenliede. Man nenne sie auch deswegen im Stift die Totenhähne.

Von hier ging's zu den Unsinnigen. Ihre Kojen sind rund und in einem Zirkel gebaut, und in der Mitte steht ein großer Ofen, der im Winter geheizt wird. Nur etwa zwei Drittel davon waren itzo besetzt, und die Unglücklichen darin saßen, wie gewöhnlich, mit zerrissenen Kleidern und halb nackt, und sagten Greuel. Einer von ihnen war neun Jahre in der Sklaverei zu Algier gewesen, und hieß Hans Gumpert, und der war der wütigste von allen und hatte ungeheure Kräfte. Er hatte itzo eben eine gute Stunde, und als wir vor seine Klappe kamen, trat er heran und streckte die Hand heraus. Herr Tobel legte ihm einen Dukaten hinein und wir andern etwas Silbergeld; er warf aber alles weg und bat flehentlich um ein ganz kleines Stückchen Zucker.

Weiter brachte uns Herr Bernard in verschiedene Zimmer mit allerlei bösartigen Patienten, und dann kamen wir endlich in

die große Krankenstube. Sie ist hoch, beinahe ein Quadrat, und es stehen drei Reihen Betten darin. Wir gingen hier von Bette zu Bette, und sahen in jedwedem einen Menschen liegen, der elend war, mehr oder weniger.

Nicht weit vom Eingange trafen wir den Herrn Cornelio. Er hatte helle Augen und eingefallene Backen, und ist lang und blaß. Herr Wange bot ihm freundlich guten Tag, und wollte ihn umarmen; das wollte er aber nicht, und sagte: er habe sich das Umarmen abgewöhnt.

Herr Bernard bat ihn, uns hier herum zu weisen, weil er hier am besten Bescheid wisse; und das ließ er sich gefallen und ging mit uns durchs ganze Zimmer, und sagte uns bei jedem Bette den Namen des Kranken, seine Krankheit, wie lange er schon liege und sich quäle usw., auch allerhand Umstände aus ihrem Leben.

Am Ende des Zimmers war in einem Bette eine alte Frau eben gestorben, und Herr Bernard hieß sie herausnehmen und

in die Leichenkammer tragen, und Herr Cornelio sagte uns indes wer sie gewesen und wie alt sie geworden, daß sie oft viel Schmerzen gehabt und immer so über die langen Nächte geklagt habe.

„Aber Cornelio," sagte Herr Wange, „wie können Sie alle Tage das Elend so ansehen?"

Cornelio: „Ist es darum weniger, wenn ich es nicht sehe? Und sieht man es denn allein hier?"

Wir nahmen darauf Abschied und gingen weg, nicht ganz gleichgültig. Als wir wieder auf den Hof kamen, ward die Leiche signiert, und so wie der dritte Schlag gefallen war, fingen die vier Brüder an:

Ach Herr! laß dein' lieb' Engelein
Am letzten End' die Seele mein,
In Abrahams Schoß tragen,
Den Leib in sein'm Schlafkämmerlein,
Gar sanft ohn' ein'ge Qual und Pein,
Ruhn bis am jüngsten Tage.

Neue Erfindung

Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll Dir hier so warm mitgeteilt werden:

Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeiert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann. So haben wir beide, außer den respektiven Geburts- und Namenstagen, schon verschiedene andre Festtage an unsern Höfen eingeführt, als das Knospenfest, den Widderschein, den Maimorgen, den Grünzüngel, wenn die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt und zu Tisch gebracht werden sollen, und so weiter.

Nun ist wohl wahr, daß der Sommer und sonderlich das Frühjahr viel schön sind. Gleich wenn der Winterschnee auftauet und man den bloßen Leib der Erde zum erstenmal

wieder sieht, fängt diese Vielschönheit an, und geht denn immer mit größern Schritten fort, bis Blumen und Blätter aufgeblühet sind und der Mensch vor dem vollen Frühling steht. Und gewiß lehret uns der Frühling Gott und seine Güte sonderlich; denn, was so zu Herzen geht, muß aus irgend einem Herzen kommen. Und also sind die Frühlings- und Sommerfesttage gar sehr am rechten Ort, ich habe nichts dawider. Es ist mir aber doch immer schon vorgekommen, daß im Herbst und Winter auch was zu machen wäre, nur habe ich die Sache noch nie recht ins klare bringen können.

Gestern aber, wie das mit den Erfindungen ist: man findet sie nicht, sondern sie finden uns; gestern als ich im Garten gehe und an nichts weniger denke, schießen mir mit einmal zwei neue Festtage aufs Herz, der Herbstling und der Eiszäpfel, beide gar erfreulich und nützlich zu feiern.

Der Herbstling ist nur kurz, und wird mit Bratäpfeln gefeiert. Nämlich: wenn im Herbst der erste Schnee fällt, und darauf muß genau achtgegeben werden, nimmt man so viel Äpfel

als Kinder und Personen im Hause sind und noch einige darüber, damit, wenn etwa ein Dritter dazu käme, keiner an seiner quota gekürzt werde, tut sie in den Ofen, wartet bis sie gebraten sind, und ißt sie denn.

So simpel das Ding anzusehen ist, so gut nimmt sich's aus, wenn's recht gemacht wird. Daß dabei allerhand vernünftige Diskurse geführt, auch oft in den Ofen hineingekuckt werden muß, versteht sich von selbst.

Und so viel vom Herbstling.

Der Eiszäpfel will nun wieder ganz anders traktiert sein, und hat seine ganz besondere Nücken. Mancher denkt wohl: wenn er Eiszapfen am Dache sieht, könne er nur gleich anfangen zu feiern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszäpfel kann durchaus ohne einen Schneemann nicht gefeiert werden, und dazu muß erst Schnee sein und Tauwetter kommen, daß der Schneemann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muß es wieder frieren, daß Eiszapfen am Dach werden, einer halben Elle lang, nicht länger

und nicht kürzer. Das sind die Präliminar-artikel und die conditio sine qua non.

Was sagst Du nun? Gelte, das ist 'n intrikates Fest! Es geht auch mancher Winter darüber hin, ohne daß eins zustande kommen kann. Wenn nun aber obige Umstände alle eingetreten sind und sonst kein merkliches Hindernis im Wege ist, so kannst Du denn zwischen drei und vier Uhr nachmittags das Fest angehen lassen, das NB. von Anfang bis zu Ende mit trockenem Munde gefeiert wird. Nach vier, wenn's dunkel worden ist, wird eine Laterne in den hohlen Kopf des Schneemannes getan, daß das Licht durch die Augen und den Mund herausscheint — und denn geht groß und klein auf und ab im Zimmer und sieht aus dem Fenster unter den Eiszapfen hin nach dem Schneemann, und denkt dabei an einen andern Schneemann, ein jeder nach dem ihm der Schnabel gewachsen ist, und das ist der höchste Moment der Feier.

Lebe wohl, lieber Andres, und feire fleißig alle Festtage und heilige Abende, bis der rechte heilige Abend anbricht.

Von der Freundschaft

Ich habe Dir in der vorigen Lektion die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sie nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer: sie sei überall; der andre: sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn Du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst Du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben, denn, wie Du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigner Freund und nicht des andern. Ich pflege solch Ding „Holunder-Freund-

schaften" zu nennen. Wenn Du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest Du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen, aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein: daß einer des andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß Du's von Herzen seist und Gutes und Böses mit ihm teilest, wie's vorkömmt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er Dein Freund, daß er mit untertrete und es Deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß Du Deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber, wenn's Not ist und er helfen kann, so nimm Du auch kein Blatt vor's Maul, sondern gehe und fordre frisch heraus, als ob's so sein müßte und gar nicht anders sein könne.

Hat Dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand Deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mit zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst Du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann tun. Nein, Du mußt Deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in Deinen Arm und in Deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beisammen stehen, Freunde und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und

Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Not in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst Du, auf diese Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postskript. Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Schönheit und Unschuld

EIN SERMON AN DIE MÄDCHEN

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld schön sein, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Kolibri, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüt und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Kolibri findet gewaltig vielen Beifall und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, ihr lieben Mädchens, aber — wir wollen's einmal überlegen.

Was ist Schönheit des Leibes? — 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüt großen Wert setzen kann. Du hast sie dir nicht gegeben und du magst sie dir nicht erhalten, 'n paar Jahre weiter und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen bessern Braten machen, kannst mit Taubenaugen dein Kind nicht besser waschen und kämmen: und die Ehen werden doch nicht im Monde sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmal das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Wert hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und ihr müßt mir nicht böse sein, ihr schönen Mädchens, daß sie nicht mehr ist. – –

Ich möchte euch darüber so gerne recht kapitelfest machen. Denn sie werden's euch anders sagen, werden um euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte euch betören, hoch von der Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andre Maschinerien bedacht zu werden; und das wäre schade um euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Wage; so wie die eine in eurem Gemüt steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebkoser zum Teil, und erheben eben deswegen vor euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daß die andre mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach, und suchen euch Keuschheit und Zucht als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln.

Aber, fliehet den Mann, der das tut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur zwar hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und auf seine Diskretion verließ; aber er war der Großmut nicht wert und sollte eine tragen, und ich täte sie ihm gern in seinen Haarbeutel, oder hing' ihm eine ans Ohr, daß er vor sich warne, wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbteil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter euch hergehet und über euch wacht, solange ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß, wenn er von euch weichet, euer Glück von euch gewichen ist.

Mädchens, ich weiß, was ihr wert seid! Und was ihr dem Manne sein könnet, wenn ihr's vorzieht und euch entschließt, eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit

fröhlich. Ihr seid Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich euch ansehe und an euch denke.

Nun, ihr seid in der Welt und müsset durch, was auch euer Beruf sei. Gehet in Friede, und sehet nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite euch!

Kleine Geschichte

samt was man daraus lernen soll

Es war 'nmal ein Europäer, der war in Amerika und wollte den berühmten Wasserfall eines gewissen Flusses sehen. Zu dem Ende handelte er mit einem Wilden, daß der ihn hinführte, denn das Land war ungebaut und es gingen da keine ordinari- noch Küchen-Posten. Als die beiden ihren Weg vollendet hatten, und an den Wasserfall hinkamen, machte der Europäer große Augen und untersuchte, und der Wilde legte sich so lang er war auf sein Angesicht nieder, und blieb so eine Zeitlang liegen. Ihn fragte sein Reisegefährt: wozu und für wen er das tue? Und der Wilde gab zur Antwort: für den großen Geist.

Was soll man daraus lernen?

Den Unterschied zwischen Natur und Kunst.

Ein Gleichnis

Es war 'nmal ein Polycarpus, der war ein Christ und zugleich Bischof von Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde, und der Richter tat ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte. „Ich diene ihm nun sechsundachtzig Jahre", antwortete Polycarpus, „und er hat mir kein Übels getan. Wie sollt' ich denn meinen Herrn und Heiland lästern?" Indes war er's gerne zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen?

Daß das eine gute Herrschaft sein muß, für die man nach sechsundachtzigjährigem Dienst noch gerne durchs Feuer gehen will.

Über den Vorzug der Gelehrten

Da hab' ich mich neulich gezankt, und das ist mir recht ärgerlich. Unser ein'm ist's wohl so sehr nicht zu verdenken; man versteht nichts Rechts, und dazu haben wir gemeinen Leut' unsre Leidenschaften, die uns oft bei'n Ohren weiter ziehn als man gern wollte, ja wohl als man gern wollte; aber 's ist doch ärgerlich, und es fällt ein'm unterwegs immer wieder ein. Der Bach so ruhig, denk' ich denn, wenn ich über den Steg geh', und du hast so gezankt!

Hm! 's ist 'n rechtes Leid mit den Leidenschaften! man könnt' in der Welt leben wie ein Kind an Mutterbrust, wenn sie uns das Spiel nicht verderbten; aber sie verderben's! Ja, aber das ist recht kuriös, daß die Gelehrten auch zanken! die kennen doch 'was Bessers, und können mit der Philosophie 'n Stück aufspielen, daß Tiger und Löwen

händelecken, und Klötz' und Stein' anfangen zu tanzen. Das können die Gelehrten, das hat schon vor tausend Jahren einer getan, und was werden sie sint der Zeit nicht für Paspagees gelernt haben. Sans Compraison! Neid, Eitelkeit, Geiz, Wollust und wie's Ungeziefer weiter heißt, da weiß 'n Gelehrter nicht von, das muß alles heraus, und das ist nur noch erst so das Stimmen zur Musik, das Kämmen und Waschen zur Audienz beim Schnittermädchen des Himmels. Und doch zanken sie so viel und gewaltig untereinander, und das kann ich man eben nicht so recht begreifen, und da pflegt mir denn allerlei dabei einzufallen. Als ich noch Knab' war mit den andern Knaben, war in unserm Dorf auch 'n Mädchen, hieß Rebekka. Sie hatt' ein Paar blaue Augen und ihr Gesicht war weiß und rot, und alle wir Knaben buhlten um sie. Wie's manchmal trifft, daß 'n blindes Huhn auch 'n Korn findet, so ging's auch hier. De gustibus non est disputandum, kurz und gut, sie drückte mir einmal unter vier Augen

die Hand, und sagte, daß ich's sei und daß ich's immer bleiben solle. Ich kann nicht genug sagen, was mir da für 'n Stein vom Herzen fiel, und wie mir nun Tag und Nacht so kurz, und alles so leicht ward. Mich verdroß keine Mühe, ich ließ fünf immer grade sein und war immer gutes Muts; und wie mir war, wenn die andern von dem Mädchen und ihrer Gunst disputierten und sich unter'nander zankten, wie mir denn war, und wie wenig ich Lust hatte mit zu zanken, das weiß ich wohl.

So will ich nur so viel sagen, 's sei recht albern, daß ich hier so 'n alt Schäferdönchen erzähle, das hier gar nicht her gehört; aber wenn einer beim Schnittermädchen des Himmels so stünde als ich bei der Rebekka, der würde gewiß nicht zänkisch und brumm'sch sein! und manchmal kann's einem wirklich so vorkommen, als ob's mit den Herren Gelehrten und dem Kämmen und Waschen und der Audienz nicht so allerdings richtig sein möchte.

Über einige Sprüche des Predigers Salomo

Setzen Sie sich, liebe Herren, und nehmen vorlieb.

Der erste Spruch soll sein der bekannte und in aller Welt gäng und gäbe Modespruch: Es ist alles eitel.

Wenn ein berühmter Wortkrämer, der gern mit Sentenzen um sich wirft, oder ein junger Projektenmacher, dem ein Projekt auf Eitelkeit fehlgeschlagen ist, oder ein alter Narr, den die Sünde verlässet, wenn die sagen: daß alles eitel sei, so ist auch so gar der Sinn des Spruches eitel. Aber beim Salomo ist er etwas anders.

Stellen Sie sich 'n Mann vor, wie Sie den Salomo kennen, von viel Geschick und Gaben, der sein Herz begab zu suchen und zu forschen weislich alles, was man unter dem Himmel tut; der die Mittel in Händen hatte, sich alles, was dem Menschen

gut dünkt und nur halbwege so aussieht, zu verschaffen, zu kosten und zu versuchen; und der auch nach seinem eignen Geständnis das alles wirklich gekostet und versucht hat; wenn der nun aufrichtig und ohne Affektation sagt: ich habe dies und das getan, „bauete Häuser, pflanzte Weinberge, machte mir Gärten und Lustgärten, hatte Knechte und Mägde, sammlete mir Silber und Gold, schaffte mir Sänger und Sängerinnen und Wohllust der Menschen und wehrete meinem Herzen keine Freude usw., aber, siehe, da war es alles eitel"; so sollte sein Spruch doch eigentlich Sensation machen. Und mich dünkt, er könnte uns viel Mühe ersparen.

Zum Exempel: Du willst so gerne dies und das sein, Oberschenke oder Oberbäcker; und bringst darüber dein Leben in Sorge und Unlust hin — Lieber! Salomo war mehr als Oberschenke und Oberbäcker; er war König über Israel, über das merkwürdigste Volk der Erde, und doch war damit ihm nicht geholfen. Wie sollte denn dir geholfen sein? darum sei fröhlich und

habe Geduld, und laß die andern Oberbäcker sein. So auch: Du wünschest dir dies und das, ein Rittergut oder einen Mahagonitisch, denn groß oder klein ist eins wie das andre. Also du wünschest dir einen Mahagonitisch, kannst darum nicht schlafen, sinnest und sorgst und bildest dir ein: mit dem Tisch werde die Glückseligkeit ins Haus kommen — Lieber! Salomo hatte lauter Mahagonitische; Lamperie, Eckschränke und Kommoden, Fußboden und Treppen, alles war von Mahagoni, und er sagt: alle die schönen Mahagonis täten's nicht, was wird denn der einzige Tisch tun? Darum sei fröhlich an deinem Tisch von Nußbaum- oder Föhrenholz, und mache dir dein Leben nicht sauer.

Fröhlich sein, sagt Salomo an verschiedenen Orten, sei das beste in dieser Welt. Ist aber zu verstehen, wenn du den Mahagonitisch nicht kriegst und nicht Oberbäcker wirst, sonst nicht; denn wenn die Kinder ihren Willen kriegen, so weinen sie nicht. Du sollst fröhlich sein „in aller deiner

Arbeit", und das, sagt Salomo, ist eine Gabe Gottes.

Es gibt zwei Wege, die Bilanz in seinem Kredit und Debet zu erhalten; einer, wenn die Einnahme vermehrt, und der andre, wenn die Ausgabe vermindert wird. Der letztere ist wohltätig, und kann den kleinen und großen Kameralisten nicht genug angepriesen werden. So gibt es auch zwei Wege, in seinem Herzen die Bilanz zu erhalten; der eine: wenn man alles hat, was man wünscht! und der andre: wenn man nicht mehr wünscht, als man hat. Jener ist mühsam und mißlich, und dieser probat, und in eines jeden Hand.

Aber der Mahagonitisch und der Oberbäcker schweben dir doch so süß vor Augen! —

Das nun ist nicht ihre, sondern deine Schuld. Du siehst am Salomo, daß sie auch anders können angesehen werden, und deine eigne Erfahrung muß es in hundert Fällen dich schon gelehrt haben, daß die folgende Zeit viel verändre.

Mir fällt hier Kaiser Karl der Fünfte

ein. Er war bekanntlich ein großmächtiger Fürst, der seine Größe nicht eitel achtete, sondern sie durch viele Kriege und Siege zu behaupten suchte und auch wirklich behauptete. Auf einmal, als es nicht gar nach seinem Willen gehen wollte, und dazu seine Gesundheit brüchig ward, dünkte ihm alles eitel. Er legte seine zwei Kronen nieder, und ging nach Estremadura in ein Kloster. Hier pflegte er fleißig der Todesgedanken und Religionsübungen, und machte in den Zwischenstunden Uhren zum Zeitvertreib und zu seinem Vergnügen. Bald wollte ihm auch das nicht mehr schmecken, und er mochte an nichts anders denken, von nichts anderm hören und sehen als vom Tode. Endlich ging er gar so weit, daß er bei lebendigem Leibe seine Exsequien halten ließ. Der Kaiser Karl der Fünfte legte sich in den Sarg, wie eine Leiche gekleidet; zu beiden Seiten des Sarges standen seine Hofbediente mit brennenden Wachskerzen, und die Geistlichen mußten die Exsequien halten und für seine abgeschiedene Seele beten, und er betete

selbst im Sarge inbrünstig mit. Er starb auch wirklich nicht lange hernach.

Der Tod ist 'n eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab, und schließt das Auge zu Tränen und das Herz zur Nüchternheit auf! Man kann sich von ihm freilich auch verblüffen lassen und des Dinges zu viel tun, und gewöhnlich ist das der Fall, wenn man bis dahin zu wenig getan hat. Aber er ist 'n eigener Mann, und ein guter Professor Moralium! Und es ist ein großer Gewinn, alles was man tut, wie vor seinem Katheder und unter seinen Augen zu tun.

Der zweite Spruch des Salomo: Alles hat seine Zeit.

Alles hat freilich seine Zeit; die Zeit der Saat ist nicht die Zeit der Ernte, die Zeit des Neumonden ist nicht die Zeit des Vollmonds und wenn einer stirbt, wird er freilich nicht geboren. Das aber kann Salomo mit seinem Spruch nicht gemeint haben; das hätte unsereins wohl sagen können. Sollte auch der ganze Sinn der

sein: daß alles nicht zu aller Zeit sondern zu seiner Zeit soll getan werden, wenn nämlich Natur oder Kunst Bahn gemacht, und alle Umstände dafür reif sind; so wäre das schon etwas, aber doch, so allgemeinhin, immer noch zu wenig für unsern Freund Salomo. Und wir brauchen nicht vorlieb zu nehmen; denn die Worte leiden großen Sinn, und das für Kopf! und Herz!

Zum Exempel: Der Mensch wird in neun Monden unter dem Herzen seiner Mutter gebildet, lebt siebzig Jahr, und wird denn wieder zur Erde, davon er genommen ist. Wir sehen solche bestimmte Perioden in mehrern Naturoperationen, die uns bekannt sind, und vielleicht haben's alle die andern auch, die uns nicht bekannt sind, größere und kleinere, bis auf die gesamte Natur selbst von dem Im Anfang an, als Gott Himmel und Erde schuf, bis zu der Stunde, in welcher die Elemente zerschmelzen und Gott die Himmel wieder zusammen wickeln wird wie'n Gewand. Nun soll einmal ein Mensch oder ein Engel dies

alles kennen, soll davon nicht bestimmt sprechen, sondern nur deuten wollen, und sagen: Alles hat seine Zeit; so ist Sinn in dem Spruch, und man sieht sich sehr kurz und ehrerbietig nach dem um, der ihn sagte. Oder: Wir Menschen laufen und rennen vom Mutterleibe an und immerdar, und wissen nicht, was zu unserm Frieden dient. Nun soll einmal ein Mann sein, der das gefunden hat. Wenn nun der die Menschen, seine Brüder, um sich her ansieht: wie sie's so verkehrt treiben; an dem und jenem Irrsal, woran tausend und tausend vor ihnen betrogen und zu Schanden worden sind, so fest halten und guten Rat nicht hören wollen; wenn nun der gutgesinnte Mann das ansieht, dem Unwesen gerne steuerte aber nicht zu steuern vermag, und sich darüber mit unserm Spruch trösten wollte; so sind die Worte Goldes wert, und wären etwa so zu übersetzen: „Wie sind doch die Menschen so verblendet, die edlen schönen Geschöpfe Gottes zu so großer Ehre bestimmt! O wie anders könnten sie's haben,

wenn sie selbst wollten! Doch die Stunde ihrer Verblendung wird vorüber gehen, daß ihnen noch geholfen werde; alles hat seine Zeit."

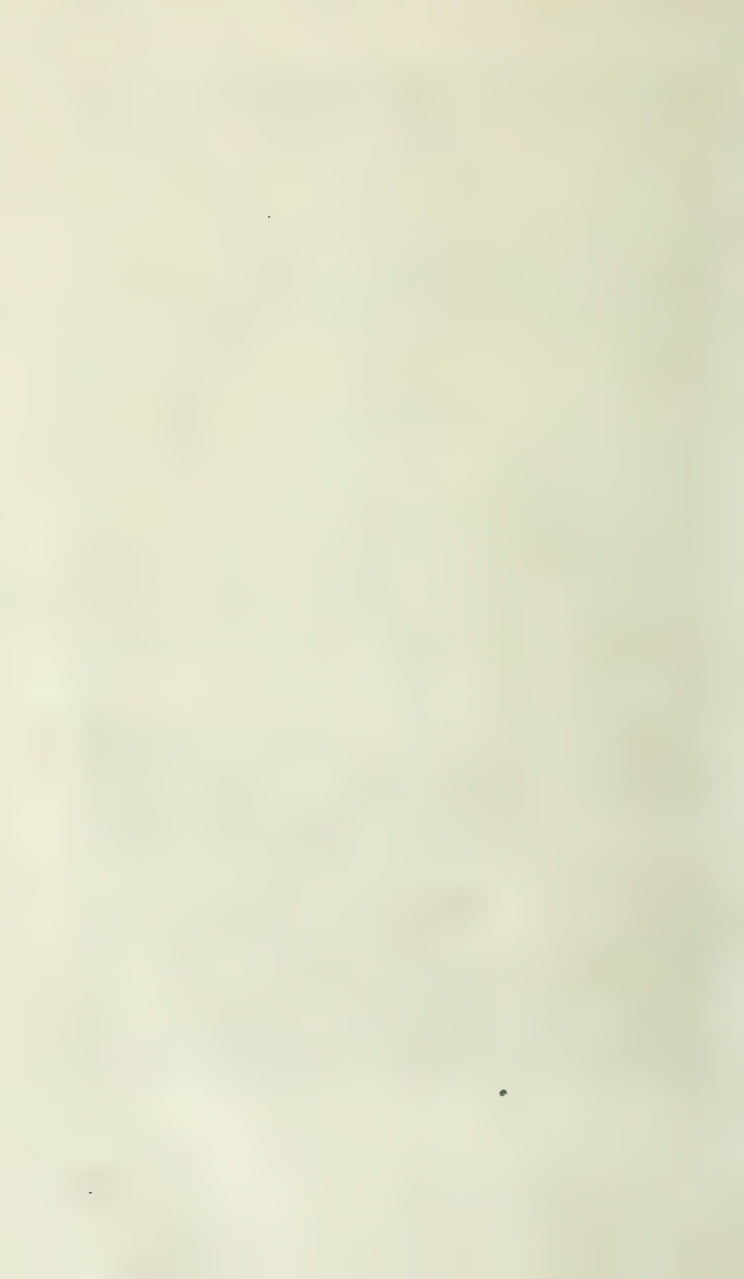
Indes, alles zusammen genommen, scheint Salomo hier weder das eine noch das andre im Sinne gehabt zu haben, sondern ein Drittes, nämlich: in der körperlichen Natur sei alles nicht wie in der Geisterwelt zugleich und auf einmal, sondern ein jedes habe seine Zeit; und dem Gesetz muß, wer in der körperlichen Natur ist, sich unterwerfen, und sich so gut dabei nehmen als er kann. Als wenn jemand zu Wagen sitzt und nach Königsberg fahren will, so ist er nicht mit einmal an Ort und Stelle, sondern die Räder des Wagens müssen so lange umgehen, bis er ist, wo er sein will, und ein jeder Umgang hat seine Zeit und der zweite kann nicht zur Wirklichkeit kommen, bis der erste vollendet ist und da geht es denn oft über Stock und Stein und der auf dem Wagen wird das wohl gewahr; er muß indes aushalten und sich fassen, denn es ist kein andrer Rat.

Und dieser Sinn hat was sehr Trauriges in sich, ich weiß nicht, ob's den Herren Subskribenten auch so dünkt.

Der dritte Spruch: „Lasset uns die Hauptsumma aller Lehre hören; fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehöret allen Menschen zu."

Dieser Spruch steht in Salomos Büchlein zu Ende aller andern Sprüche, wie der Morgenstern, der zuletzt aufgeht und schöner und herrlicher ist als alle Sterne, die vor ihm hergehen. Die Hauptsumma pflegt gewöhnlich am Ende zu stehen, und also ist diese Stellung des Spruchs natürlich. Vielleicht kann sie aber auch noch eine Nebenabsicht haben. Salomo macht anderswo die Bemerkung, daß einem ein Narr nicht glaube, wenn man ihm nicht auch sagt, was in seinem Herzen ist. Nun gibt es aber Leute, die alles lästern, was sie nicht begreifen, die sich zu klug dünken zu glauben, und zu dumm sind zu wissen; arme Leute, welche die Vorteile beider Parteien entbehren





und für sich keinen andern haben, als daß sie ihr Lebelang diskurieren, und von Leuten, die noch dummer sind als sie, für große Geister gehalten werden. Diese Klasse von Menschen ist von jeher in der Welt gewesen und wird bis je und je darin bleiben. Vielleicht nahm Salomo Rücksicht auf sie, wollte auch ihnen gern die große Lehre zu Herzen bringen, daß Gottesfurcht die Quelle alles Guten sei. Er wußte aber, daß er unvorbereitet damit bei ihnen wenig Glauben finden würde. Daher schickt er verschiedene Sprüche mit Lehre, die mehr in ihren Kram gehöret, voran, und nachdem er sich als Meister in ihrer eignen Kunst gezeigt und sich solchergestalt ihr Vertrauen erworben hatte, rückt er mit der Hauptsumma aller Lehre hervor: Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehöret allen Menschen zu. Es gibt manches Ding, will er sagen, manche Lehre zwischen Himmel und Erde, die sehr dankenswert ist und ihre Interessenten in mehr als einer Hinsicht zu großen Leuten macht; aber das alles und

eins, das eigentliche Ding, die Hauptsumma aller Lehre ist Furcht Gottes, und die gehört allen Menschen zu, ist des Menschen sein Element, sein Beruf, sein Natur und Wesen.

Lieben Herren Subskribenten! Ich bin nicht was Salomo war, bin nicht König über Israel, und ich bescheide mich gerne, daß mir seine Weisheit noch mehr als seine Krone fehlet; aber überzeugt bin ich lebendig, daß die Furcht Gottes die Quelle alles Guten sei, daß es da anfangen und sich da wieder endigen müsse, und daß alles, was sich darauf nicht gründet und nicht damit besteht, wie groß es auch scheine, doch nichts als Täuschung und Trug sei und unser Wohl nicht fördern möge.

Aber Furcht Gottes und Furcht Gottes ist zweierlei; und hier liegt der Knoten, dadurch diese Lehre zweideutig und rätselhaft wird. Wir fürchten alle Gott, sprechen mit Ehrerbietung von ihm, hören mit Ehrerbietung von ihm sprechen, wollen ihn fürchten und tun uns wohl auch bei der und jener Gelegenheit mit seiner Furcht einigen Zwang

an, und übrigens bleibt's beim Alten. Solch eine Furcht Gottes mag als eine feine äußerliche Zucht gelten, sonst aber ist sie der leibhafte Bediente hinten auf der Kutsche. Der steht da auch als ein Schild, daß honette Leute im Wagen sind, gibt ein Zeichen, daß die Wachen heraustreten, macht die Kutschentür auf und zu usw. und übrigens gehen die Bestien vor dem Wagen ihren ehrbaren Trab oder wilden Galopp wohin sie wollen, und der Herr dahinten muß immer mit fort und wird nicht gefragt. Wenn die Herrschaft recht gnädig ist, nimmt sie ihn wohl bei einfallendem Regenwetter zu sich in den Wagen.

Was soll solch eine Furcht Gottes? Was kann die für Wirkungen haben, und wie wäre sie die Hauptsumma aller Lehre?

Das war aber auch nicht die Furcht Gottes der Altväter, die uns in der Schrift zum Muster dargestellt werden. Denn bei denen war die Gottesfurcht nicht Bedienter hinten auf dem Wagen, sondern Herrschaft und Kutscher zugleich. Ihnen war nichts

so innig und heilig als sie; nichts so sauer, das sie ihretwegen nicht getan, nichts so süß, das sie ihretwegen nicht gelassen hätten. Joseph reißt sich aus den Armen eines schönen Weibes los und läßt einen Mantel im Stich, weil er ein so groß Übel nicht tun kann und wider Gott sündigen. Abraham schlachtet, als Gott zu ihm sprach, seinen einzigen Sohn, und bekümmert sich nicht um sein Vaterherz und seine Vernunft; — und so muß es sein, wenn was draus werden soll. Und du, der du Gottesfurcht schmähen willst, könne das; und denn komm und schmähe, so wollen wir dir glauben. Sonst aber bist du nur ein Faselhans, der nicht weiß wovon er spricht, du magst lästern oder loben.

Die wahre Furcht Gottes muß Empfindung, muß Wahrheit in uns sein; denn ist sie wohltätig mit ihren Einflüssen, und wunderbar in ihren Wirkungen mehr und anders als wir meinen oder verstehen.

Wenn wir den Begriff von Gott nur bloß mit der Imagination denken, daß er,

wie die Heilige Schrift uns lehret, der Schöpfer und Erhalter der sichtbaren und unsichtbaren Welt sei, der erste und der letzte, sein Stuhl der Himmel und die Erde seiner Füße Schemel, daß er in allem und durch alles sei, von der Tiefe des Meeres bis an die Zinne des Himmels allem Wesen gegenwärtig und nahe, daß seine gewaltige Hand alles hält und seine Augen Tag und Nacht über alle seine Geschöpfe und sonderlich über alle seine Menschen, auch hier über und um uns, unsichtbar offen stehen — wenn wir den Begriff nur bloß mit der Imagination denken; so fährt er uns kalt durch, und macht uns Gott lieben und fürchten; was wird er tun, wenn er Empfindung und Wahrheit in uns ist?

Denn werden wir Gott nicht fürchten wollen, sondern wir werden ihn wahrhaftig fürchten, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und aus allen Kräften, in allem unserm Tun und Lassen, wenn wir aufstehen und wenn wir zu Bett gehen, um Mittag und Mitternacht, wir

schlafen oder wachen; wir werden das Bild des Allerbesten, des Allerweisesten, des Allergerechtesten, des Allerwahrhaftigsten, des Allerbarmherzigsten beständig wie unser Leben in uns tragen, und werden verwandelt werden in dasselbige Bild von einer Klarheit zu der andern. – Und das Halten der Gebote Gottes wird unsre Freude sein, und unser Glück zugleich; denn was sind seine Gebote anders als eine Hand am Wege, als schwarze und weiße Tonnen, die vor Verderben warnen und die sicherste Fahrt in das Land des Heils weisen.

Nun meine lieben Herren Subskribenten, das wäre, was ich Ihnen zu sagen hätte. Ich hätte Sie vielleicht angenehmer unterhalten können; aber Sie haben zum Teil so willig und gerne subskribiert, und da hab' ich gedacht, ich müßte wieder ehrlich sein. Dazu hat alles seine Zeit, Subskribieren und Herausgeben auch, und wer weiß, ob wir uns noch wieder einander dienen werden.

Lasset uns Gott fürchten und seine Gebote halten!

Verflucht
sei der Acker um deinetwillen

Moses 1, c. 3, v. 17, 18, 19.

Man mag das Paradies und seine vier Ströme und seinen Baum des Lebens und des Erkenntnisses so oder so auslegen, und die wahre Erklärung mag sein welche sie will; so ist und bleibt der Inhalt klar und außer allen Zweifel:

Der Mensch war glücklich!

Und er machte sich elend! . . . In dem „Verflucht sei der Acker um deinetwillen" wird ihm sein Urteil gesprochen.

Es ist sehr hart; und wie ungern muß Gott es ausgesprochen haben!

Als Absalom sich empörte, verhüllte David sein Antlitz und ging barfuß, und der ungeratene Sohn war ihm immer noch lieb und am Herzen gewachsen. Man kann es nicht ohne Rührung lesen, als seine Truppen gegen Absaloms Partei aus Mahanaim ausrückten, wie er da am Tor

sitzt und sie ausmarschieren sieht, und sein letztes Wort an die Hauptleute ist: „Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom"; und als Joab nicht säuberlich mit dem Knaben fuhr, wie David da traurig wird und auf dem Saal im Tor hin und her geht und jammert: „mein Sohn Absalom, mein Sohn, mein Sohn Absalom, wollte Gott, ich müßte für dich sterben! O Absalom mein Sohn, mein Sohn!"

Und das war nur ein Vater unter den Menschen, die doch arg sind; was denn der allbarmherzige Vater, der den Menschen vor allen andern Geschöpfen so hoch geehret und so herrlich ausgestattet hatte! und nun zu ihm sprechen muß: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich drauf nähren dein Lebelang, Dorn und Disteln soll er dir tragen, und sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erden werdest, davon du genommen

bist. Denn du bist Erde und sollst zur Erden werden."

Die Worte sind schrecklich, und ein jedes ist 'n Schwert, das einem durch die Seele dringet. Und sonderlich wenn man ansieht, wie sie an uns in Erfüllung gegangen sind und noch täglich in und um uns in Erfüllung gehen.

Wir waren unsterblich, waren ewig glücklich und selig; lebten in einem schönen Garten; zwischen Strömen, die den Garten wässerten, unter Bäumen, die lustig anzusehen waren und die immer voll Früchte für uns hingen ... und unser lieber Vater und Schöpfer ging selbst in dem Garten und wir konnten seine Stimme hören. – Und hier: Auf dem verfluchten Acker, zwischen Dorn und Disteln, uns nähren mit Kummer und im Schweiß des Angesichts! Wie bitter sau'r muß sich's mancher nicht werden lassen und früh und spat schaffen, daß er für sich und die Seinen das bischen Brot habe! Und wenn er's hat, was hat er denn? – Wir kommen mit Angst und Geschrei in die Welt, und fahren mit

Herzeleid wieder in die Grube . . . und unsern lieben Schöpfer und Vater hören und sehen wir nicht! gehen trostlos und verlassen, in Frost und Hitze, in Regen und Schnee, in Schmerz und Krankheit, sind wahnsinnig und unsinnig, können nicht schlafen, müssen gehen und husten Tag und Nacht und Eiter und Blut speien.

Mahomed gibt in seinem Koran, wenn zwei sich über Religionslehren zanken, den klugen Rat, daß sie beide ihr Weib und ihre Kinder rufen und zusammen ein Gebet zu Gott tun sollen. So wär's auch bei diesen Worten wohl das Natürlichste, daß nicht allein die strittigen Ausleger, sondern alle Menschen und Nachkommen Adams ihre Weiber und ihre Kinder riefen und hinträten und sich zusammen satt weinten.

Er schuf sie, ein Männlein und Fräulein

1 B. M. 1, v. 17.

Ich hab' immer gedacht, daß der Spruch nicht umsonst in der Bibel stehe, und ich denk' es noch. Er soll wohl unter andern zu verstehen geben, wenn so 'n Fräulein uns mit ihren Taubenaugen überlistet, daß wir uns des ceteris paribus nicht schämen dürfen, denn Gott hat das Fräulein mit den Taubenaugen erschaffen. Ihn jammerte des Menschen, daß er so im Schweiß seines Angesichts dahin ging, bis er wieder zur Erde würde, davon er genommen war, und gedachte ihm wohl zu tun – da wandelten die zarten Lispel vom Himmel herab, da schlug die Liebe die Flügel, und seine Engel tanzten zum Klange des ersten Flügelschlags. Aber der Feind kam auch hier bei der Nacht und säete giftige häßliche Drachen, und Ungeheuer mit Pump-hosen und goldenen Klauen. Die kamen und verheerten die schönen Jünglinge und Mädchen

im Lande, und die heilige Liebe des Fräuleins floh und verbarg sich in den Felsklüften und auf den Scheidebergen, und selig ist, wer sie findet!

Paraphrasis Evangelii Johannis

Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. 's stehen solche schöne Gleichniss' und Rätsel d'rin, und 's Herz wird einem darnach so recht frisch und mutig. Am liebsten aber les' ich im Sankt Johannes. In ihm ist so etwas ganz wunderbares — Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zückende Blitz! 'n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große und volle Mond leibhaftig! so etwas Schwermütiges und Hohes Ahndungsvolles, daß man's nicht satt werden kann. 's ist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sehe, als ob sein Engel mir's Licht hält, und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr sagen wolle. Ich versteh' lang nicht

alles was ich lese, aber oft ist's doch, als schwebt' es fern vor mir was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort hinein sehe, hab' ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich 'nmal verstehen werde, und darum greif' ich so nach jeder neuen Erklärung des Johannes. Zwar die meisten kräuseln nur an dem Abendgewölke, und der Mond hinter ihm hat gute Ruhe.

Billet-doux von Görgel an seinen Herrn

Den 10. Januar.

Es schneit noch immer, mein lieber Herr, als ob's gar nicht wieder aufhören wolle.

Was doch für eine Menge Schnee in der Welt ist! hier so viel Schnee! und in der Pfalz so viel! und in Amerika! und in der Tanne! – ich pflege denn so meinen Gang nach der Tanne zu haben, weiß Er wohl. Der große Wald ist von Natur mein Lust-revier, und die Tanne liegt mir so bequem, grade am Tor, und führt eine schöne lange Lindenallee dahin; denn sind auch immer so viele arme Leute darin, alt und jung, die Holz sammeln und auf dem Kopfe zu Hause tragen; und das seh' ich so mit an, und gehe meinen Gang hin. Seit der viele Schnee gefallen ist, fehlt mir aber meine Gesellschaft; die arme Leute können nicht zu, und ich kann denken, daß sie sowohl hier, als überall wo

so viel Schnee liegt, bei der Kälte übel daran sind. Mein Herr hat gottlob einen warmen Rock und eine warme Stube, da merkt Er's nicht so, aber wenn man nichts in und um den Leib hat und denn kein Holz im Ofen ist, da friert's einen gewaltig.

Am Nordpol, hinter Frankfurt, soll Sommer und Winter hoch Schnee liegen, sagen die Gelehrten, und in den Hundstagen treiben da Eisschollen in der See, die so groß sind als die ganze Herrschaft Epstein, und tauen ewig nicht auf! und doch hat der liebe Gott allerlei Tiere da, und weiße Bären, die auf den Eisschollen herumgehen und guter Dinge sind, und große Walfische spielen in dem kalten Wasser und sind fröhlich. Ja, und auf der andern Seite unter der Linie, über Heidelberg hinaus, brennt die Sonne das ganze Jahr hindurch, daß man sich die Fußsohlen am Boden sengt. Und hier bei uns ist's bald Sommer und bald Winter. Nicht wahr, mein lieber Herr, das ist doch recht wunderbar! und der Mensch muß es sich heiß oder kalt um die Ohren wehen lassen, und kann

nichts davon noch dazu tun, er sei Fürst oder Knecht, Bauer oder Edelmann. Wenn ich das so bedenke, so fällt's mir immer ein, daß wir Menschen doch eigentlich nicht viel können, und daß wir nicht stolz und störrisch, sondern lieber hübsch bescheiden und demütig sein sollten. Sieht auch besser aus, und man kommt weiter damit.

Nun Gott befohlen, lieber Herr, und wenn Er'n Stück Holz übrig hat, geb' Er's hin, und denk' Er, daß die armen Leute keine weiße Bären noch Walfische sind.

Sein Diener

Görgel

Korrespondenz zwischen mir und meinem Vetter

I

Hochgeehrter
Hochgelahrter Herr Vetter!

Marschierte neulich mit ein'm Kamraden durch 'n Dorf neben der Kirch' hin; die Tür zum Gottesacker stand offen, und wir gingen hinein. 's ist mit dem menschlichen Herzen wie mit 'm Meer. Da gibt's von Zeit zu Zeit Windstillen, und denn müssen die Schiffleute zu Anker liegen. Ich hasse nun aber das zu Anker liegen, und nehme bei solchen Umständen alle Gelegenheit wahr, wieder flott zu werden und einen frischen Kühlwind in meine Segel zu treiben, und so pfleg' ich denn hinein zu gehn, wenn so 'ne Gottesackertür offen steht; da sind Grabhügel, und Kreuze mit Grabschriften und schönen Sprüchen dran, und so gibt ein Gedank' den andern; und 's Herz fängt ein'm

wieder an zu pulsieren, und zu sich selbst zu kommen.

Was ich meinem Hochgeehrten Herrn Vetter eigentlich erzählen wollt', ist noch nicht gewesen, sondern kommt nun erst, und betrifft die Sprüch' an den Kreuzen. Ich kannte sie nämlich alle schon, und wußte sie auswendig, aber hier an 'n Kreuzen leuchteten sie mir ganz anders ein, noch eins so kräftig, und als wenn sie mit feurigen Buchstaben geschrieben wären. Weiß nicht, mir wackelte eine Trän' im Aug', ob's darum so schien, oder wie's war. So viel hab' ich aber draus gemerkt, daß man nicht immer und von jeher aufgelegt ist, einen Spruch zu verstehen, und auch wohl nicht zu übersetzen.

II

Mein Hochgeehrter Herr Asmus,
Wertester Herr Gönner und Vetter!

Freilich hat Er's seiner Wackeltränen zu danken, Vetter! daß ihm der Sinn über die schönen Sprüche geöffnet worden ist, und

freilich ist man nicht immer aufgelegt zu verstehen und zu übersetzen, sonderlich wenn ein warmer hoher Geist in das Sprachstückchen gelegt ist. Denn der läßt sich ohne *sympathetische Kunststücke* nicht herausbannen, sieht Er, und wenn einer die nicht hat und doch bannt; so kommt der Geist nicht selbst, sondern schickt einen kurzen bucklichten Purzelalp mit hoher Frisur und Puder, die Leute zu äffen. Dieser Kasus ereignet sich am häufigsten bei den neuen Bibelübersetzungen, sieht Er. Denn, weil die Nase wenigen Menschen auf *die* Art Empfindungen und Lehren geschliffen ist, so sind hier die sympathetischen Kunststücke am schwersten, und die Purzelalpe sehr bei der Hand.

Kommt bald einmal zu mir, närrischer Kerl, so sollt Ihr's selbst sehen. Lassen sie doch die heiligen Männer Gottes wie Belletristen, und wie Professores Eloquentiae sprechen, und die guten Männer hatten kein Arg aus Ästhetik. *Luther* war fürerst ein großer Mann; halt' Er sich an ihn, Vetter, und geht keine offne Gottesackertür vorbei.

III

„Alle Menschen wollen gern glücklich sein, sie mögen in Häusern oder in Hütten wohnen, mögen nacket oder bekleidet einhergehn, vom Raube leben oder das Feld bauen, Baal oder Bel opfern. Nun aber liegt für uns das Land des Friedens und der Glückseligkeit im Verborgenen. Wir ahnden nur, und suchen, ′n jeder auf seinem Wege, und gehen irre. Zwar die bessern Menschen werden des Irrtums wohl inne, kehren um, und setzen sich reuig auf einen Stein am Wege. Aber was sind sie damit gebessert? Sie wissen wohl, was sie nicht gefunden haben, wo sie das aber finden sollen, wissen sie nicht; und so treiben sie auch auf dem wilden Meer ohne Rat und Ruder und die Nacht kommt heran. Denn über dem Irren und Fragen und Forschen werden wir immer älter, kömmt uns der Tod immer näher, und man will doch gerne wissen woran man ist."

„Du fängst gut an, und wenn Du so fortfährst, werde ich diesmal von Dir zu lernen

haben. Wir haben es sonst bisher so gehalten, daß ich von uns beiden der Klügste gewesen bin.

Du erwartest also von der Weisheit sichere Auskunft?"

„Und wenn sie die gewährte, Vetter; wie herzlich willkommen würde sie nicht allen Menschen sein! und wie von ihnen umringt werden!"

„Das sollte man freilich denken.

Aber es scheint in der Welt kein Mangel an Glückseligkeit zu sein, und die Menschen müssen sich wohl gefunden haben."

„Ja, Vetter, die armen Menschen! Sie halten diese Welt für das Land des Friedens und der Glückseligkeit und segeln mit dem Strom. Und wer von uns, wenn wir ehrlich sein wollen, kann sich rühmen, daß er sich diesen Weg nicht betören lasse, mehr oder weniger!"

„Und also meinst Du nicht, daß man auf diesem Wege recht sei?"

„Wahrhaftig nicht."

„Übereile Dich nicht, Vetter; er ist doch sehr natürlich, und Du sagst selbst, daß so viele Leute sich da recht glauben."

„Wie kann ich mich übereilen? Es besteht ja nicht, und wenn's nichts weiter wäre!

Und selbst solang es währt, scheint's nur, ist aber nicht. Denn man erfülle dem Ehrsüchtigen, dem Geldgeizigen, dem Wollüstling, dem Mann von Eitelkeit usw., man erfülle ihm alle seine Wünsche, und was ist's denn? – Das Auge sieht sich nicht satt und das Ohr hört sich nicht satt, und ich habe noch keinen dieser Art gesehen, der sich ruhig in die Arme genommen, und gesagt hätte: ich habe genug. All solch Glück ist mehr mühseliges Hinstreben zum Genießen als wirklicher Genuß, ist keine Flamme, die aus sich selbst brennt, sondern man muß beständig neue Reiser anlegen, neues Öl zugießen, daß sie nicht verlösche, und am Ende verlöscht sie ja doch.

Nein, Vetter, es muß für den Menschen eigenes Glück geben! Und was man auswärts erbetteln muß und nicht behalten kann, ist ja nicht eigen."

„Gib die Hand, Vetter, Du magst wohl nicht unrecht haben! Denn aber ist doch auch ohngefähr abzusehen, wo die Glückseligkeit

herkommen muß. Mehr als Leib und Geist haben wir nicht. Wenn sie also in dem, was des Leibes ist, nicht gefunden wird, so bleibt ja nur ein zweites und höchstens ein drittes übrig?"

„Wohl wahr! Aber ich sehe doch da in einen dunkeln Ort."

„Du glaubst doch, daß wir einen Geist in uns haben?"

„Warum frägt der Herr Vetter das?"

„Weil unsre zwei Augen nicht viel vom Geist sehen, und Du vorhin meintest: wo die zwei Augen aufhörten, gehe die Schwärmerei an."

„Vetter! wenn ich im Menschen keinen Geist glaubte, so hätt' ich mit dem Menschen nichts zu tun, und ich wollte lieber 'n Esel sein. Denn hätt' ich wohl nicht Freude, aber ich hätte auch kein Leid und keine Unruhe, und ich trüge meinen Mehlsack und käute meine Disteln, bis ich ausgekäuet und ausgetragen hätte."

„Was hast Du denn für Unruhe und für Leid?"

„Ah, Du weißt ja wohl, wo uns der Schuh drückt; weißt ja wohl, daß ein Janus

bifrons in uns ist, ein Kopf mit zwei Gesichtern, die nach verschiedenen Seiten sehen."

„Fahre fort, Vetter! Was meinst Du?"

„Daß der Mensch keinen Haus-Frieden in sich hat, das mein' ich; daß es uns so lieblich dünken kann, und uns doch betrügt, und hinterher wurmt und graue Haare macht; daß man das Bessere wissen kann und das Unedle tun; daß wir von uns selbst gerissen und gehudelt werden! — Und uns selbst bringen wir allenthalben hin, uns selbst treffen wir überall an."

„Aber wenn z. E. Konrad I. in seinem Leben von Heinrich dem Sachsen viel Verdruß hat und doch am Ende alle die Seinen vorbei geht und ihn zu seinem Nachfolger vorschlägt, weil das Reich des bedurfte; wenn Scipio in Feindes Land das junge schöne Mädchen, das ihm seine Soldaten brachten, in sichere Verwahrung nimmt und sie ihren Eltern unschuldig wieder gibt, so sagen doch alle Menschen, daß das edle Handlungen sind, und man bewundert sie."

„Und das von Rechts wegen. Was

bewundert man aber eigentlich? – daß Scipio eingesehen hat: es sei besser, das Mädchen unschuldig zurückzugeben? das sieht ein jeder von uns ein; – daß er den Willen gehabt hat, sie zurückzugeben? auch das nicht, denn das möchten wir gewiß alle gern getan haben; – sondern daß er's hat tun können. Ein jeder fühlt in sich, was dem Scipio im Wege gewesen ist und was Held Scipio überwunden hat.

Wohl ist die Tugend ein Kleinod; und gebe Gott, daß die Menschen das nicht bloß sagten. Sie würden wohl an sich tun! denn wenn der Geist das Feld behält und sein Recht behauptet, das freut Gott und Menschen, und Du kannst denken, daß der, in dem es geschieht, nicht leer dabei ausgehe! Wohl ist die Tugend ein Kleinod für den Menschen, das schönste und köstlichste Kleinod in dieser Welt, womit er sich schmücken, und das einzige, wodurch er sich wirklich groß und bewundernswert machen kann. Wie der Bart das Wahrzeichen des Mannes, so ist sie das Wahrzeichen des Menschen,

und wer es nicht an sich hat, der ist unehrlich und ein Leibeigener. Du siehst: wenn Scipio Böses getan hätte: und was die Tugend ist!! Zugleich aber siehst Du auch: was die Menschen sein müssen, wenn die unter ihnen, die sich an der Kette haben, daß sie kein Unglück anrichten, wenn die unter ihnen so groß und bewundernswert sind."

„Aber die Gelehrsamkeit heißt ja eine Nahrung des Geistes, so mache damit dem unglücklichen Streit ein Ende."

„Reite mir 'nmal Kurier auf einem gemalten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre; und melke der Herr Vetter 'nmal des Myrons Kuh! — Und bis an Myrons Kuh und die Zeichnung ohne Fehl ist weit hin."

„Keine Spekulations! Die Erfahrung muß entscheiden. Wenn es nun notorisch wäre, daß die Gelehrsamkeit immer und zu allen Zeiten ihre Verehrer zu guten, friedfertigen, edlen, unverlegenen glücklichen Menschen machte?"

„Sollte mir fürwahr recht lieb sein, auch des Herrn Vetters wegen."

„Es gibt eine Erkenntnis a priori, Vetter, und eine reine Vernunft, und dadurch ergründen und erweisen doch die Gelehrten viele Dinge?"

„Es mag wohl eine Erkenntnis a priori und eine reine Vernunft geben, Vetter! Wenn aber die Meinungen der Gelehrten über eine und dieselbe Sache so vielfältig verschieden, und oft einander gerade entgegengesetzt sind, und doch ein jeder die seinige aus der Vernunft beweist und herleitet; —"

„Ja, was willst Du denn?"

„Ich will nichts; aber das Faß schwebt mir vor Augen, daraus der Wirt alle Arten von Wein zapft, die gefordert werden.

Ich habe heute keine Lust zu lachen, Vetter. Allerdings ist die Welt der Gelehrsamkeit viel schuldig, und was in ihr nützlich und ausgemacht ist, wer wird das nicht mit Dank annehmen und mit Dank erkennen? wer die Kühnheit und den Scharfsinn vieler Gelehrten und ihren mancherlei

unsäglichen Fleiß nicht schätzen und hochachten, und sie, als die ein in sich edleres Geschäft treiben, geehrt und reichlich belohnt wünschen? –

Ich sehe in den Zeitungen kein Schiff aus Ostindien zu Cork oder Brest einlaufen, oder ich denke mit Bewunderung an die fünf Finger des Menschen und an seinen Kopf, der auf dem großen wilden Meer Weg und Steg berechnen lehrte; und wenn mein Kalender 'n Durchgang durch die Sonne, oder eine Mondfinsternis weissagt auf Tag und Minute, und ich sehe nun auf Tag und Minute den Erdschatten und Stern eintreten, so werf' ich den Hut in die Höhe und gebiete allen Leuten im Hause, daß sie Respekt für den Kopf des Menschen haben. Aber ein jedes Ding nach seiner Art – denn so schön z. E. die Sterne auch sind, so denk' ich doch, das Schönste und Beste ist unsichtbar, wo wären sie sonst hergekommen; und da verläßt uns die Gelehrsamkeit! Dazu bleiben wir nicht ewig unter den Sternen und unser Erdenleben

ist nur eine ganz kleine Strecke auf der ganzen Bahn unserer Existenz; und da verläßt uns die Gelehrsamkeit! Und da ist doch der unrechte Ort verlassen zu werden! So haben auch die guten Gelehrten immer gedacht; und die nicht so denken und sich mehr glauben als sie sind, die lügen in ihren eigenen Beutel und davon wird er nicht voll!

Vor einiger Zeit starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen, wie sie immer war, und konnte nicht leben und nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reisten wir alle noch zu ihr, und standen da um ihr Bette und sahen sie an, einer so klug wie der andre. Ich wollte mir mein Herz gerne trösten, und wollte ihr noch so gerne was zuliebe tun; aber essen und trinken mochte sie nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Erfindungen der Menschen, davon Du mir gesagt hast: an die Seelenlehre, an Newtons Attraktions-System, an die Allgemeine deutsche Bibliothek, an die Genera plantarum, an den Magister

Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die grade und schiefe Ascension der Sterne und ihre Parallaxen usw., aber es wollte mir alles nichts verschlagen – und sie lag out of reach! lag am Abhang und sollte hinunter! und ich konnte nicht einmal sehen, wo sie hinfiel. – – Da befahl ich sie Gott, und ging hinaus . . . und machte ein Sterbegebet, daß sie's ihr vorläsen. Es war meine Mutter und hatte mich immer so lieb gehabt, und ich konnte doch nichts anders! –

O Vetter, wenn Dir ein Mensch vorkömmt, der sich so viel dünkt und so groß und breit da steht, wende dich um und habe Mitleiden mit ihm. Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größers und Bessers glauben können."

IV

Hochedelgeborner
Hochzuehrender Herr Vetter!

Ich habe Ew. Hochedelgeborn etwas zu sagen und zu fragen, daran mir doch gelegen

ist, und darüber ich seit einiger Zeit in einer Art von Verlegenheit bin.

Seht, meine Kinder wachsen heran, und ich weiß nicht: ob ich sie soll vernünftig, oder unvernünftig werden lassen.

Verstehen Ew. Hochedelgeborn wohl, wie das zu verstehen ist. Eigentlich unvernünftig will ich sie nicht haben, das kann der Herr Vetter auch wohl denken. Warum sollte ich sie unvernünftig haben wollen? So toll werde ich ja nicht sein, das können Ew. Hochedelgeborn wohl denken. Aber, ob es vielleicht mehr als eine Vernunft gibt, ich kann in die heurige mich nicht finden. Sie nennen Dinge vernünftig, die ich unvernünftig, und Dinge unvernünftig, die ich vernünftig finde. Da bin ich nun zwischen Tür und Angel, und weiß nicht: ob ich eine unvernünftige Vernunft, oder eine vernünftige Unvernunft vorziehen soll. Als zum Exempel, da haben sie das bekannte Ding von der permanenten Aufklärung, und daß von nun an alles mit Vernunftgründen getrieben und gezwungen werden soll. Das Ding scheint

mir gar artig und bequem und ich habe es so gerne begreifen wollen; aber ich kann es nicht begreifen. Das kann ich wohl begreifen, daß Vernunftgründe da hingehören, wo sie hingehören; aber das kann ich nicht begreifen, daß sie da hingehören, wo sie nicht hingehören, und ich komme immer darauf zurück: wo sie nicht dienen, da gehören sie nicht hin, und wo sie nicht hingehören, was sollen sie da? – Lacht man doch über jenen Prediger, der am Ufer stand und den Fischen predigte.

Dem Herrn Vetter kann ich's wohl sagen, ich habe auch einmal unter der Hand mit dieser neuen Art und Kunst einen kleinen Versuch bei meinen Kindern gemacht. Aber das wäre mir fast übel bekommen, und die Jungens hätten mich bald zum Hause hinaus räsonniert. Flugs ergriff ich wieder die strikte Observanz, und halte seitdem strenge auf Gehorsam; und das geht viel besser. Auch ist, dünkt mich, Gehorsam an sich etwas Löbliches und Liebliches, und man kann ein Kind, das aufs Wort gehorcht, und so ein enfant raisonneur nicht nebeneinander

sehen, ohne das eine zu lieben, und dem andern die Rute zu gönnen.

Es gibt freilich gute Gründe: für alles was ein Kind tun muß; aber selten kann das Kind die verstehen, und oft darf es sie nicht wissen, wenn nicht mehr verdorben als gut gemacht werden soll.

Wie denn nun? Soll nun alles stehn und liegen bleiben; und, weil das Warum nicht an den Mann will, auch das Was an den Nagel gehängt werden?

Ich denke, man wehrt lieber der ersten Not, und gewöhnt die Kinder einstweilen an das Was.

Das Warum ist ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, und der am besten vorderhand mit Fideikommiß belegt wird, bis sie zu Verstand kommen. Dann mögen sie ihn finden und einsäckeln, und uns im Grabe danken.

Aber ich gehe noch weiter, Herr Vetter, und sage: daß oft unvernünftige Gründe, die helfen, Gott vergeb' mir die Sünde, besser sind als vernünftige, die nicht helfen.

Der Herr Vetter weiß, daß die Wahrheit einem ehrlichen Kerl über alles geht. So gibt es auch Unwahrheiten und Aberglauben, die durchaus ausgerottet, und nicht geduldet werden müssen. Ich meine nur, daß die Vernunft nicht immer gradezu und ohne Unterschied zufahren muß, und daß es Fälle gibt, wo es besser ist, sich, um einer guten Absicht willen, bis weiter so gut zu helfen als man kann. Nimmt man es doch keinem Menschen übel, wenn er seinen Freund hinters Licht führt, um ihm eine Freude zu machen, und ihn auf einen Fleck hinzubringen, wo er ihn haben will, und wo er ihn mit der Wahrheit nicht hinbringen konnte, ohne das ganze Spiel zu verderben.

Ich will ein Exempel geben. Der Herr Vetter weiß die Kinderstubensage: „daß neugeborne Kinder nicht allein gelassen werden dürfen, weil sonst der Alp das Kind holt und dafür einen Wechselbalg in die Wiege legt". Nun will ich grade nicht dafür stehen, daß es Wechselbälge gibt; ich, für meine Person, habe nie keinen gesehn, es

möchte denn sein, daß die Wärterin der Vernunft der Zeit nicht auf ihrer Hut gewesen wäre. Aber ich weiß, daß gute Gründe vorhanden sind, die Wärterinnen glauben zu machen: daß sie neugeborne Kinder nicht aus den Augen lassen dürfen; und daß diese Gründe bei allen Wärterinnen nicht rechtskräftig sind. Wenn nun jemand, der das auch wußte und die Natur der Wärterinnen besser kannte als unsereins, wenn nun der den Alp und Wechselbalg inventiert hätte, um allen neugebornen Kindern einen Dienst zu tun; wer ist der Klügste, der, der den Wechselbalg auf die Bahn brachte, oder der Ritter Sankt Georg, der ihn mit seinem Lichtspeer erlegte?

Aber, es gibt doch vielleicht keine Wechselbälge! Wohl wahr. Aber wer weiß, wie viel es vielleicht nicht gibt von dem, was andre täglich inventieren; und wer kann sagen, ob alle die hochberühmten Kinder, die in der philosophischen Wiege gewiegt werden, echt sind? Was schadet denn ein Wechselbalg mehr oder weniger, wenn

er sonst nur kein Gift unterm Schwanze führt?

Der Erfinder des Wechselbalgs mochte wohl auch wissen, daß es keine Wechselbälge gibt; aber er stellte sich dumm, weil er Gutes stiften wollte. Wer die Kunst versteht, verrät den Meister nicht. Aber der Ritter Aufklärer Sankt Georg verstand die Kunst nicht, plapperte die Sache aus, und störte das Gute. Und ist das so etwas Großes, und des Geschreies wert?

Der Herr Vetter mag nun sagen, wer recht hat; der, der sich klug dünkt, oder der, der sich dumm stellt? Und ob alte Leute nicht Kinder- und Kälbermaß wissen müssen usw. Und so viel von dem ersten Punkt, oder von Aufklärung und Aberglauben.

Der zweite Punkt betrifft Glauben, und den allgemeinen Sturm, den die Vernunft itziger Zeit auf geoffenbarte Religion läuft. Und da habe ich mich bei Ew. Hochedelgeborn gehorsamst erkundigen wollen: ob es damit auch wohl Not haben sollte?

Ich zwar kann es mir kaum einbilden. Denn sieht der Herr Vetter, ich habe, sans Compraison, nur ein Geheimnis: Tinte zu machen, und das ist ja nur ein kleines und schlechtes Geheimnis; alle Welt macht Tinte. Aber laß die Vernunft mir doch einmal a priori mein Rezept raten. Und was einer nicht raten kann und nicht weiß, darüber kann er, dünkt mich, doch eigentlich nicht urteilen und richten.

Doch die Vernunft soll so überaus kunstreich sein, daß sie das kann. Nun so mag sie denn beweisen und bewiesen haben, so viel sie will: daß meine Kunst Tinte zu machen nicht tauge, und daß es gar solch eine Kunst nicht gebe. Aber was geht das mein Rezept an? Hab' ich's darum weniger? Und wird es darum keine gute Tinte machen? –

Und doch will die Vernunft über das Geheimnis der Religion richteln! – – –
– – – – – – – – – – – – – –

Und wenn der Schäker noch was Bessers an ihrer Stelle zu geben hätte. Aber das fehlt viel.

Was sie „natürliche Religion" nennen, ist wohl eine feine äußerliche Zucht, aber es ist nicht würdig und wohl geschickt. Dem Menschen muß etwas wahr und heilig sein! Und das muß nicht in seinen Händen und nicht in seiner Gewalt sein, sonst ist auf ihn kein Verlaß, weder für andre noch für ihn selbst. Was soll doch einer für Furcht vor Götter haben, die er selbst inventiert und gemacht hat? Und was kann er von ihnen für Trost erwarten? — Auch ist das scharfsinnigste Gemächt der Selbstgöttler eigentlich nur zum Staat und für die guten Tage, und ich hab's mehrmal gesehn, Vetter, wenn's was gilt, so lassen sie die Ohren hängen.

Und nun zum Beschluß noch eine Frage: Soll ich meine Kinder die „kritische Philosophie" studieren lassen oder nicht studieren lassen? Die Meinungen über die Philosophie sind so verschieden. Einige sagen, daß sie von Nichts zu Etwas, und andre wieder, daß sie von Etwas zu Nichts führe. Nun ist mir das Nichts von jeher in der Seele zuwider

gewesen, und ich habe nie können recht dahinter kommen, was es eigentlich für ein Ding ist. Ich mag es sonst wohl, daß meine Kinder von allem mitsprechen können. Nur muß es sie nicht verderben. Verdorben will ich sie nicht haben, für keinen Preis.

Ich wollte sie so gerne gut haben, lieber Vetter! Gib mir Rat dazu, und ich lasse mir einen Finger für Dich abhacken.

Der ich die Ehre habe mit besonderer Hochachtung zu sein,

Hochedelgeborner

Hochzuehrender Herr Vetter,

Ew. Hochedelgeborn

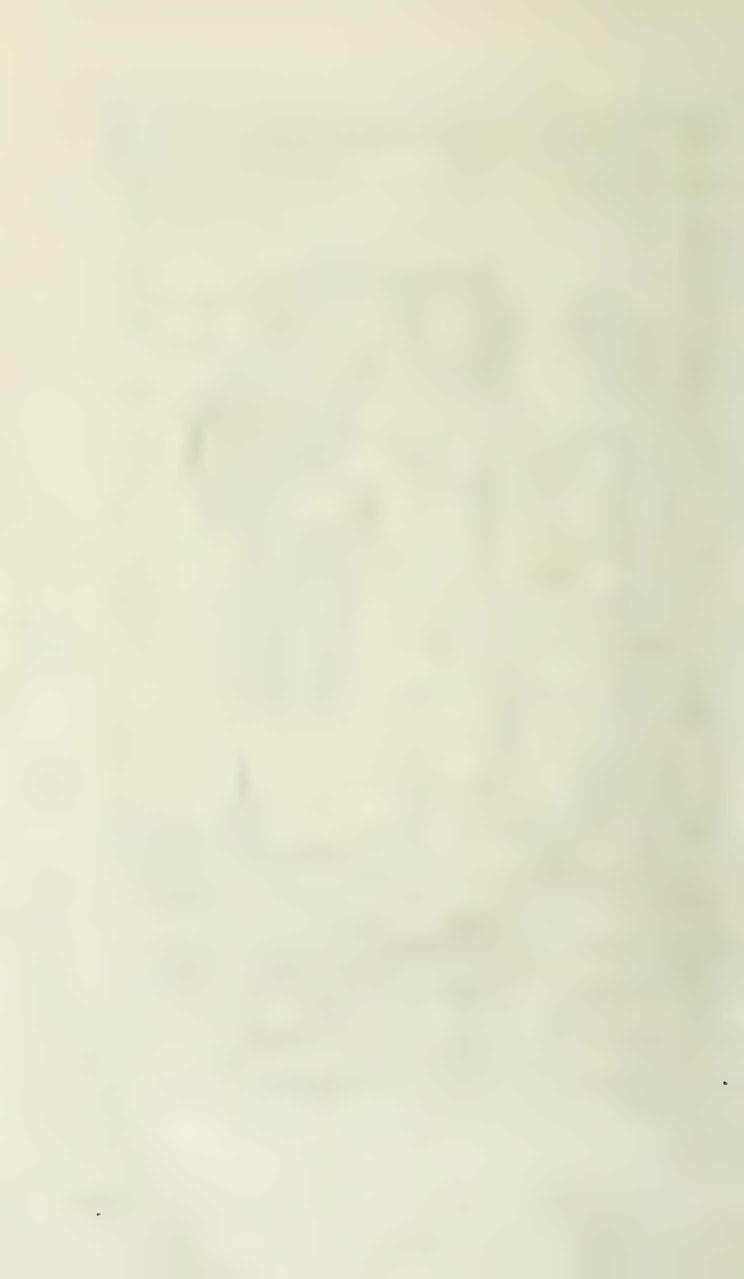
ganz gehorsamer Diener

V

Antwort

Sparet den Finger, Vetter! Denn, wenn ich Euch probaten Rat geben könnte, so wäre er doch zu wenig, und für das, was ich Euch geben kann, ist er viel zu viel.





Ich protegiere Eure Philosophie mit Leib und Seele, Vetter; doch rate ich immer, daß Ihr Eure Kinder vernünftig werden lasset.

Mit den Produkten der Zeit müßt Ihr es so genau nicht nehmen. Die Vernunft ist heuer Mode, und Ihr wißt wohl, wie es mit den Modewaren ist. Sie sind nicht immer solide gearbeitet, und können es, bei der Menge, die gefordert wird und bei der Verschiedenheit der Lieferanten, auch nicht sein. Übrigens halten sie ihre Zeit, und so weiter.

Was den zweiten Punkt, oder den Sturm, der auf geoffenbarte Religion gelaufen wird, anlangt: da sollte ich nicht denken, Vetter, daß es damit Not hätte. Haltet Ihr nur Euer Tintenrezept unter Schloß, und seid ganz ruhig. Die Leute zu Eleusis hatten weiland auch ein Rezept: Tinte oder sonst etwas zu machen, und daran rät die Vernunft nun schon an die dreitausend Jahre, und noch hat sie es nicht geraten. Gewisse Talente kann man ihr nicht absprechen, und

es mag wohl sein, daß einige Leute sie zu scheel ansehen und zu despektierlich von ihr denken und sprechen; aber verlaß Dich sicher darauf, daß es Dinge gibt, die sie, ungeholfen, nicht kann und nicht weiß.

Seht, es ist eigends mit ihr bestellt. Wo in abstracto gespielt wird, da ist sie sehr behende, in die Karten zu kucken und ihr Spiel zu machen. Aber bei dem Positiven will es nicht fort. Und, Vetter, wenn sie auch Euer und aller Welt Geheimnisse raten könnte und geraten hätte, so liegt doch das Geheimnis der Religion sehr sicher; denn das ist einzig und sondrer Art.

Deswegen blieben auch sonst die größten Weltweisen, wie zum Exempel Newton, Baco, Boyle usw., wenn sie Geheimnisse der Natur oder der Kunst geraten hatten, vor diesem mit Bescheidenheit und Respekt stehen. Und, wenn das neuerer Zeit nicht geschieht, so geschieht das, nicht weil die neuen Newtons besser und mehr wüßten warum sie weiter gehen, denn das fällt ihnen selbst wohl nicht ein, sondern weil sie nicht

mehr wissen und verlernt haben, warum sie stehen bleiben sollten; es geschieht, weil gewisse Leute, die sonst wenigstens den Wohlstand respektierten, dahin verfallen sind, selbst weiter zu gehen und es hierin einer dem andern zuvorzutun; und weil die Welt nach und nach leichtsinnig gemacht und gewöhnt ist, sich dergleichen Dinge gefallen zu lassen, oder gar zu bewundern. Bewundre Du dergleichen Dinge nicht, und bleibe auf Deinem Wege. Du brauchst denn auch nicht umzukehren, wenn der Rausch vorüber sein wird.

Wir fühlen wohl alle die großen Schwierigkeiten der Abschaffung aller Imperative und der Verwandlung der Moralität in Heiligkeit. Aber darum. Wir haben die Idee der Sache; die Tradition sagt: sie ist wahr, und ist geschehen; und uns alle in unserm Innersten verlangt und dürstet darnach. Daß Du es nicht begreifen kannst, das hat nichts zu sagen. Wieviel kannst Du nicht begreifen, oder lieber was kannst Du begreifen von dem was vor Augen ist? Und dies liegt hinter dem Berge.

Wenn einer für sich es nicht glauben kann, so ist das gut. Ein ehrlicher Mann kann nicht glauben, was er nicht glauben kann. Will er aber andre Leute auch nicht glauben lassen, und eine Sache leugnen und bestreiten, die so viele gescheite und tugendhafte Menschen glauben und geglaubt haben, so ist das nicht gut, und man muß ihn der edlen Bescheidenheit erinnern. Und wenn er gar beweisen will, daß die Sache nicht möglich sei, so muß man ihm grade ins Gesicht lachen.

Endlich auf Eure Frage wegen der kritischen Philosophie kann ich Euch nicht anders als zweischneidig antworten. Seht, diese Philosophie hat viel Gelenke und ist fein ineinander gefügt, und es gehört Talent dazu, zu folgen und sich durchzuarbeiten.

Sind Eure Kinder also muntere Bursche, die da wissen was sie wollen und die an Mut und Geist grade keinen Mangel haben, so laßt sie daran gehen, und sich versuchen und ihre Kräfte üben. Sie werden nicht ruhen, bis sie durchhin sind, und dann sehen

was sie haben. Und das wird ihnen den Magen nicht verderben.

Sind sie aber nur mittelmäßige Gesellen, so macht ihnen diese Philosophie schwarz, und haltet sie davon zurück. Denn sie bleiben doch nur darin hängen wie die Lerchen im Netz, und das treibt das Geblüte zu Kopf und taugt nicht.

Zwar sie würden nicht alleine hängen, und es würde ihnen an Gesellschaft nicht fehlen. Aber es ist das doch eine unbequeme Art zu existieren.

Und da lob' ich mir die Philosophen, die sich setzen, wie die allerneuesten tun.

Lebt wohl, Vetter.

Der ich auch die Ehre habe zu sein

Ew. ganz gehorsamer Diener

I

Gott zum Gruß!

Mein lieber Andres, wenn Er sich noch wohl befindet, ist's mir lieb. Was mich anlangt, so befind' ich mich itzo in Wandsbeck. Er wird's auch wohl vom Herrn Rektor gehört haben, daß der Kalendermacher und Sterngucker Tychobrahe zu seiner Zeit in Wandsbeck den Sternenlauf betrachtet hat, und daß dieser Tychobrahe eine Nase von Gold, Silber und Wachs hatte, weil ihm von ohngefähr 'n Edelmann zu nächtlicher Weile eine von Fleisch abduellierte; ich tu' ihm zu wissen, daß ich keine Nase von Gold, Silber und Wachs hab', und daß ich folglich hier auch den Sternenlauf nicht betrachte. Übrigens ist mir in Ermangelung eines bessern zu Ohren gekommen, daß Ihm Seine Gertrud abgestorben ist. Da Er weiß, daß

ich nicht ungerührt bleibe, wenn 'n Hund stirbt, den ich zum erstenmal sehe, so kann Er sich leicht vorstellen, wie mir bei der Nachricht von diesem Todesfall geworden sein mag. Die selige Gertrud hatt' ihre Nücken, aber 's reute sie doch gleich, und sie hatt' auch viel Gutes und hätte wohl länger leben mögen, doch sie ist nun kaput, und Er muß sich zufriedengeben. Andres! unter 'm Mond ist viel Mühe des Lebens, er muß sich zufrieden geben — ich sitze mit Tränen in den Augen und nag' an der Feder, daß unter 'm Mond so viel Mühe des Lebens ist, und daß einen jedweden seine eignen Nücken so unglücklich machen müssen!

II

Da schreib' ich Ihm schon wieder, und diesmal halt' Er mir nur noch stand, mein lieber Andres, denn soll Er auch fürerst Ruhe haben. Ich kann doch nicht so ins große Blaue schießen, muß doch jemand haben, nach dem ich ziele, und Er ist mir so

recht bequem und paßlich, nicht zu dumm und nicht zu klug, und Sein Gemüt ist nicht böse. Will auch Brüderschaft mit Dir gemacht haben, Bruder Andres.

Was Du mir unterm 34sten passati von dem neuen Holzbein und der Bärenmütz' schreibst, die Du dem alten lahmen Dietrich heimlich auf sein Strohlager hast hinlegen lassen, hat mir nicht unrecht gefallen; darüber aber muß ich recht lachen, daß Dir nun nach seinem Dank 's Maul doch so wässert. 's wässert einem denn so, Andres, mußt aber alles hübsch hinunterschlucken. Dietrich bleibt ja im Lande, kannst ja alle Tage, wenn er vorbeihinkt, Dein Holzbein noch sehen und Deine Bärenmütz'. Aber dem Dank wolltst Du gar zu gern zu Leibe? Nun, reiß Dir deshalb kein Haar nicht aus, 's geht andern ehrlichen Leuten auch so; man meint Wunder, was einem damit geholfen sein werde, und ist nicht wahr; hab's auch wohl eher gemeint, aber seit Bartholomäi hab' ich mich drauf gesetzt, daß ich von keinem Dank wissen will, und wenn

mir nun einer damit weitläufig angestiegen kommt, so karbatsch' ich drauf los, und das alles aus purem leidigen Intresse, wahrhaftig aus purem Intresse. Denn sieh, Andres, Du wirst's auch finden, wenn die Sach' unter die Leut' ist und Dietrich gedankt hat, denn hat man seinen Lohn dahin und 's ist alles rein vorbei; und was ist es denn groß zu geben, wenn man's hat? Wenn aber keine Seel' 'von weiß, sieh! denn hat man noch immer den Knopf auf 'm Beutel, denn ist's noch immer ein treuer Gefährt um Mitternacht und auf Reisen, und man kann's ordentlich als 'n Helm auf 'n Kopf setzen, wenn ein Gewitter aufsteigt. Herzlicher Dank tut wohl sanft, alter Narre, doch ist das auch keine Hundsfötterei, heimlich hinlegen, und denn dem armen Volk als 'n unsichtbarer Fierk hinter'm Rücken stehn und zusehen, wie's wirkt, wie sie sich freuen und handschlagen, und nach dem unbekannten Wohltäter suchen. Und da muß man sie suchen lassen, Andres, und mit seinem Herzen in alle Welt gehn.

Aber, hör, man muß auch nicht jedem Narren geben, der einen anpfeift. Die Leut' wollen alle gern haben, und ist doch nicht immer gut. Mangel ist überhaupt gesunder als Überfluß, und traun, glaube mir, 's ist viel leichter zu geben, als recht zu geben. Auf'n Kopf mußte Dietrich 'was haben und 'n neues Bein auch, das versteht sich, aber es gibt sehr oft Fälle, wo es besser und edler ist, abzuschlagen und hart zu tun.

Versteh mich nicht unrecht; wir sollen nicht vergessen, wohlzutun und mitzuteilen, das hat uns unser Herr Christus auch gesagt, und was der gesagt hat, Andres, da lass' ich mich tot drauf schlagen. –

Hast Du wohl eher die Evangelisten mit Bedacht gelesen, Andres? — Wie alles, was ER sagt und tut, so wohltätig und sinnreich ist! klein und stille, daß man's kaum glaubt, und zugleich so über alles groß und herrlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt, und man's nicht begreifen kann. Und was meinst Du von einem Lande, wo seine herrliche Lehr' in eines jedweden

Mannes Herzen wäre? Möchtst wohl in dem Lande wohnen?

Ich habe mir einen hellen schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo ich mir in meinen Gedanken vorstelle, daß ER da sein Wesen mit seinen Jüngern habe. Ich segne den Stern in meinem Herzen und bet' ihn an, und oft wenn ich 's Nachts unterwegen an den Rabbuni denke und zu dem Stern aufseh', überfällt mich ein Herzklopfen und eine so kühne überirdische Unruhe, daß ich wirklich manchmal denke, ich sei zu etwas Besserm bestimmt, als zum Brieftragen; ich trag indes immer den Weg hin und find' auch bald wieder, daß es mein Beruf sei. Halt! 's wird schon Tag, und der Morgen guckt durch die Vorhänge ins Fenster! Junge, mir ist's so wohl dahier hinter den Vorhängen in dieser Frühstund! möchte Dich gleich umarmen, wenn Du den fatalen sauren Ruch aus 'm Magen nicht an Dir hättest. Leb' wohl, Du alter Sauertopf, und grüße Deinen H. Pastor, für den ich Respekt habe, weil er so 'n lieber guter H. Pastor ist, und

so fromm aussehend, als ob er immer an etwas jenseit dieser Welt dächte, und nicht so dick.

's Morgens bei meiner Lampe,
die NB. keine von den berühmten „nächtlichen Lampen
der Weisen" ist, sondern eine
ganz natürliche Tranlampe.

III

Ich hätte mir eher des Himmels Einfall vermutet, als daß Du eine Astrologie schreiben würdest. Du hast zwar von jeher mit den Sternen Dein Fest gehabt, und pflegtest es immer als eine besondre göttliche Wohltat anzusehen, wenn 's Abends der Himmel helle und so recht voll Sternen war; aber das, glaubt' ich, stecke so in Dir, sei Rührung und Freude über den großen herrlichen Anblick, weiter aber denkest Du nichts, und von Deinen Projekten und Deiner Astrologia puriore und sublimiore ist mir niemals 'n Wörtlein in den Sinn kommen. Du hast aber recht, Andres, ich habe dem

Dinge nachgedacht, und die Astrologie fängt an, mir einzuleuchten.

Wenn alle Sandkörner auf der Erde Augen wären, so würden alle die Augen jedweden Stern über sich am Himmel sehen, und also fließen beständig aus jedwedem Stern Strahlen auf jedes Sandkorn der ganzen Erdfeste herab: nun ist es aber allerdings sehr unwahrscheinlich, daß eine so große Menge eine Materie, die so schnell so weit herkommen kann und aus so schönen unvergänglichen Körpern kommt, ohne alle Wirkung sein sollte. Mich dünkt, der bloße Eindruck in einer heitern Nacht lehrt's einen auch schon, daß die, mit so unbeschreiblicher Freundlichkeit leuchtenden Sterne nicht kalte müßige Zuschauer sind, sondern Angehörige der Erde, und Freunde vom Hause.

IV

Du möchtest gern mehr von unserm Herrn Christus wissen. – – Andres! wer möchte das nicht?

Aber bei mir kömmst Du unrecht. Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort. So gar hasse ich das Kopfbrechen an Religionsgeheimnissen; denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wissen sollen, bis es Zeit ist.

Wenn wir ihn nicht selbst sehen können, Andres, so müssen wir denen glauben, die ihn gesehen haben. Mir bleibt anders nichts übrig.

Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, nur Glöcklein am Leibrock; aber doch das Beste, was wir auf Erden haben, und so etwas, das einen wahrhaftig freuet und tröstet, wenn man da hört und sieht, daß der Mensch noch was anders und Bessres werden kann, als er sich selbst gelassen ist.

Und was in der Bibel von ihm steht, das hab' ich gelesen mehr als einmal, und nehme es, so wie es da steht, ohne zu noch

ab zu tun. Willst Du also davon mit mir schreiben und sprechen, so gut ich's kann und salvo meliori judicio; von Herzen gern! Ich weiß für mich nichts Liebers und Erfreulichers als von Hilfe und Errettung, und wem's anders ist, der muß nie in Not gewesen sein, noch andre darin gesehen haben. Rufet doch ein Weib, das ihren verlornen Groschen wieder funden hat, ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: „Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen funden, den ich verloren hatte." Und was ist das für eine Not, daraus man mit Geld errettet werden kann!

Besinnest Du Dich noch unsrer ersten Schiff-fahrt, als wir den neuen Kahn probierten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? — Ich hatte schon alles aufgegeben, und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich Deinen ausgestreckten Arm her-kommen und hakte an! und ich seh' ihn noch immer, Andres, wenn ich nur von ungefähr Deinen Namen lese oder oft nur

auf ein großes A stoße. Im Grunde war Deine Hilfe nur ein Palliativ, denn was damals ohne Dich das Wasser würde getan haben, das werden nun die andern Elemente noch tun, und Du wirst mich nicht retten. Aber ich kann doch den Arm nicht wieder vergessen! und ich glaube, daß er bei unsrer innigen Freundschaft die Hand viel mit im Spiele habe. Das ist hier einmal mit uns nicht anders: Not lehrt beten, und Hilfe und Errettung erfreut!

Und nun ein Erretter aus aller Not, von allem Übel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umher ging und wohl tat, und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Toten aufstehen und den Armen das Evangelium geprediget wird; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzte und segnete; der bei Gott und Gott

war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängnis gedachte und verkleidet in die Uniform des Elends zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging! —

Andres, hast Du je was Ähnliches gehört, und fallen Dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimnis, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes . . .

Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.

Sprich und schreibe also davon mit mir, Du mein herzlieber Andres, wie und was Du willst, und ich will Dir keine Antwort schuldig bleiben. Dein usw.

Postskript

Es gibt einige Leute, Andres, die alles bekehren wollen, und mit der Bibel in der Hand hinter jeden hochfahrenden Geist und Taugenichts herlaufen. Das soll aber nicht sein, und ist ärgerlich anzusehen; wo auch der Fehler stecke. Die Lehre Christi, die nicht einer wert ist zu hören, mag allerdings allen Menschen geprediget werden; aber sie soll nicht weggeworfen werden, und wer's nicht besser haben will, der mag's bleiben lassen.

Unser Herr Christus spricht auch gar anders über die Jüngerschaft. „Wer ist unter euch, der einen Turm bauen will, und sitzet nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen? auf daß nicht, wo er nur den Grund gelegt hat, und kann's

nicht hinausführen, alle, die es sehen, fahen an seiner zu spotten, und sagen: dieser Mensch hub an zu bauen und kann's nicht hinausführen. – Also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absaget allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein." Und in seiner Instruktion an seine ausgehenden Apostel: „Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt gehet: da erkundiget euch, ob jemand drinnen sei, der es wert ist; und bei demselben bleibet, bis ihr von dannen ziehet – und wo euch jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören: so gehet heraus von demselbigen Hause oder Stadt, und schüttelt den Staub von euren Füßen."

Und nun erwarte ich Deine weiteren Befehle.

V

Guten Tag, lieber Andres, und fröhliche Ostern.

Es ist mir sehr lieb, daß Du mich über Johannes den Täufer zu Hilfe rufst. Nicht zwar, weil ich eben sonderlich helfen kann,

sondern weil ich so gerne von ihm spreche und sprechen höre.

Du schreibst, daß er Dir so groß vorkömmt, und Du kannst Dir doch nicht recht sagen warum. Das ist recht gut, Andres. Man weiß oft grade denn am meisten, wenn man nicht recht sagen kann warum.

Daß nun Johannes der Täufer uns groß vorkömmt, ist kein Wunder. Seine ganze Geschichte von der Stunde des Räucherns an, bis an das „Haupt auf einer Schüssel" ist sehr sonderbar; und es ist uns im Sinn, was von sicherer Hand von ihm gesagt ist. Und die Stelle sonderlich, wo er steht, trägt zu seiner Glorie bei. Denn je mehr Zusammenhang mit Christus und je näher um und an Ihn, desto größer. Nun hängen freilich alle wahren Weisen und Männer Gottes seit der Welt Anfang mit Christus zusammen, wie die Ströme und Flüsse mit dem Meer. Petrus und Paulus sagen das mit klaren Worten, und die große Unterredung auf dem heiligen Berge „über den Ausgang zu Jerusalem" gibt es wohl zu

verstehen. Aber Johannes der Täufer steht in der sichtbaren Welt zunächst und unmittelbar vor Ihm, und zieht also natürlich zunächst den Blick auf sich. Also groß vorkommen muß er. Die Außen- und Umwerke, wenn ich so sagen darf, fallen sehr in die Augen. Seine innerliche eigne Größe aber fällt nicht sehr in die Augen, und deswegen will es mit dem Warum nicht fort. Sie ist aber darum nicht weniger groß.

Schon das mit dem König Herodes, daß er den nicht sich selbst von dem nahen Heil ausschließen und verkommen lassen wollte und lieber seinen Hals daran wagte, schon das spricht für ihn. Es ist eine leichte und schlechte Kunst, Andres, den Königen und Fürsten zu trotzen, und ihrem verkehrten Willen, wenn sie einen haben, einen andern verkehrten Willen entgegen zu setzen. Aber, wenn ein Mann, der sich besserer Dinge und des göttlichen Willens bewußt ist, wenn der nicht das Seine sondern das des Königs sucht, und ihn auf seinem Thron und mitten unter seinen Gewaltigen straft und

schilt, wenn er so unglücklich ist Übles zu tun – das ist ein ander Ding.

Du weißt, was Johannes der Täufer für Vorteil davon gehabt, und wie er sich des nicht geweigert hat. Dies nun aber will ich ihm so hoch nicht anrechnen. Ich kann es nicht so groß und schwer finden, daß er, und alle die Leute, die das Glück gehabt haben, C h r i s t u s näher zu kennen, daß sie sich für I h n haben köpfen und sengen und brennen lassen können. Das könnte man für I h n wohl hinterm Berge tun, und wenn man nur die Evangelisten gelesen hat. Aber, daß Johannes der Täufer auf ebnem Wege so treu sein; daß er so durch die Menschen hingehen und sich n i c h t s als die gute Sache treiben lassen; daß er die Wahrheit i m m e r so über alles achten und s o f e s t im Auge b e h a l t e n; daß er so demütig sein und unter allen Umständen b l e i b e n konnte; kurz, daß er so k l e i n war, und daß die menschliche Natur sich in ihm gar nicht rührte – das ist schwer! Andres. Das ist groß!

Und von dieser Seite kann man die

Gestalt Johannes des Täufers nicht lange und andächtig genug ansehen, in allem, was die Schrift von ihm sagt.

Er sollte vor dem Herrn hergehen, daß er seinen Weg bereite. Mehr sollte und mehr konnte er freilich nicht. Wer Sonnenstrahlen machen will, der ist ein Quacksalber und kennt weder sich noch die Sonne; wer aber die Berge und Hügel, die ihr im Wege stehen, abträgt und erniedrigt, der treibt ein wahres Werk und ein sehr großes. Aber er faßt auch ein heißes Eisen an, denn er wird Vater und Mutter und seine eigne Hausgenossen wider sich erregen, wenn er Gott zum Freunde haben will. Es ist kein Heil außer dem Heil, und die Götzenbilder müssen umgestoßen und weggetan werden. Andres, schlage an Dein Herz! Da steckt das Geheimnis, und da muß das nichts ist etwas werden, und zu nichte werden, was etwas ist. Denn die Wahrheit hat alles, und es fehlt ihr nichts als eine Herberge, als Platz und Raum für ihre Herrlichkeit.

Aber wir wollten die Gestalt des Vorgängers der *Wahrheit* ansehen.

Als die Nachricht von ihm, als dem *Boten des Heils*, aus der Wüsten nach Jerusalem und der Gegend umher gelangte, gingen sie hinaus: brillante Dinge und einen Mann in weichen Kleidern zu sehen. Du kannst denken, daß Johannes wohl gewußt habe, wie sie ihn erwarteten und lieber gehabt hätten. – Aber er stand da in seinem Rock von Kamelhaaren und *predigte* Buße.

Das Volk war in dem Wahn und dachten alle in ihren Herzen von Johannes ob er vielleicht *Christus* wäre; er war wirklich *Elias*, und wohl mehr als ein Prophet. Und als die Deputierten von Jerusalem, Priester und Leviten, zu ihm kamen und ihn fragten: wer bist du? – „bekannte und leugnete er nicht, und er bekannte: ich bin *nicht Christus*. Bist du *Elias*? – und er sprach: ich bin's *nicht*. Bist du ein Prophet? – und er antwortete: *Nein*!"

Die Stadt Jerusalem ging zu ihm hinaus, und das ganze jüdische Land und alle Länder

am Jordan, und ließen sich taufen von ihm im Jordan und bekannten ihre Sünden. Und nun kamen vollends die Lichter und Angesehene im Volk, viele Pharisäer und Sadducäer, öffentlich dazu. – Und als er sie kommen sah, sprach er zu ihnen: „Ihr Otterg e z ü c h t e, wer hat denn euch geweiset, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet? Sehet zu, tut rechtschaffene Früchte der Buße."

Die um ihn standen, sahen ihn an und hielten ihn für einen Mann vom Himmel, der alles wisse und in Händen habe; hielten seine Predigt für lauter himmlische Gesichte und Offenbarung, und seine Taufe für eine Geistes- und Wundertaufe. – Und er sagte: „Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde. Wer vom Himmel kommt, der ist über alle. Ich taufe mit Wasser; aber nach mir kömmt einer, der wird euch mit Feuer und dem heiligen Geist taufen, des ich nicht wert bin,

daß ich seine Schuhriemen auflöse." –

Lebe wohl, Du lieber Andres!

VI

Nun, lieber Andres, Du kennst das Glück eines guten Gewissens; und, will's Gott, sind außer Dir noch viele, die dies Glück kennen, und es heimlich genießen, ohne daß andre Leute davon wissen. Denn ein gutes Gewissen im Menschen ist wie ein Edelstein im Kiesel. Er ist wirklich darin; aber Du siehst nur den Kiesel, und der Edelstein bekümmert sich um Dich nicht.

Mir wird allemal wohl, wenn ich einen Menschen finde, der dem Lärm und dem Geräusch immer so aus dem Wege geht, und gerne allein ist. Der, denke ich denn, hat wohl ein gutes Gewissen; er läßt die schnöden Linsengerichte stehen, und geht vorüber, um bei sich einzukehren, wo er bessre Kost hat, und seinen Tisch immer gedeckt findet.

Wehe den Menschen, die nach Zerstreuung haschen müssen, um sich einigermaßen aufrecht zu erhalten!

Doch wehe siebenmal den Unglücklichen, die Zerstreuung und Geschäftigkeit suchen müssen, um sich selbst aus dem Wege zu gehen! Sie fürchten, allein zu sein; denn in der Einsamkeit und Stille rührt sich der Wurm, der nicht stirbt, wie sich die Tiere des Waldes in der Nacht rühren, und auf Raub ausgehen.

Aber selig ist der Mensch, der mit sich selbst in Frieden ist, und unter allen Umständen frei und unerschrocken auf und um sich sehen kann! Es gibt auf Erden kein größer Glück.

Parentation über Anselmo

Andres, hier liegt er! Aber er hört und sieht uns nicht mehr. Anselmo ist tot, unser lieber Anselmo! Wie ist dir zu mut, Andres?

Er pflegte, wie du weißt, die Welt 'n Krankenhospital zu nennen, darin die Menschen bis zu ihrer Genesung verpflegt werden. Er ist nun genesen, und hat seinen Hospital=kittel ausgezogen. Und wir stehn neben dem Kittel, und haben ihn nicht mehr, und finden so einen Anselmo nicht wieder.

Wie ist dir zumut, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß gerade in Abrahams Schoß getragen.

Sieh her! Er sieht noch aus, als da er lebte, nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres!

Hast du wohl eher eine Leiche in voller Verwesung gesehen?

Solange noch die Gestalt da ist, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenseit des Wassers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehen. Aber auch das darf nicht so bleiben, eh' es wieder vorwärts gehen kann; das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden.

Ich bin so betrübt, Andres. Wollte dich gerne trösten, aber ich kann nicht. Lehne dich an die Wand oder in eine Ecke, und weine dich satt; ich will mich hier hinsetzen, und 'n Kopf wider den Sarg stützen – –

Es ist doch alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung, und zuletzt der Tod!

Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns tun, lieber Junge, was wir denn gerne möchten getan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen!

– Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm noch in den Sarg legen; schenk' du ihm dein kleines Silberkreuz, und leg's ihm auf die Brust. Und denn wollen wir beide hintreten und ihn zu guter Letzt noch einmal ansehen.

Anselmo! Lieber Anselmo mit deinen blassen gefaltenen Händen, schlafe wohl! Gott sei mit dir!! O du lieber Herzens-Anselmo!!! Gott sei mit dir!!!!

– Wir werden uns wieder sehen –

Und komm, Andres, und gutes Muts! Mußt nun recht gutes Muts sein. Unser Herr Christus ist auch heute geboren.

An meinen Sohn Johannes

Gold und Silber habe ich
nicht; was ich aber
habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kömmt. Ich kann Dich nicht mitnehmen; und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier, und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen, als Du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich Dir einigen Rat geben, und Dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

*

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen, er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Laß Dir nicht weismachen, daß er sich raten könne und selbst seinen Weg wisse.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare Dir denn vergebliche Mühe, und tue Dir kein Leid, und besinne Dich Dein.

Halte Dich zu gut, Böses zu tun.

Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Bleibe der Religion Deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer.

Scheue niemand so viel, als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Ägypter. Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was Du sinnest und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirne und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit,

Tugend usw. geredet wird; da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf Deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbaß.

Wenn Dich jemand will Weisheit lehren, da siehe in sein Angesicht. Dünket er sich hoch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da

wollen kann, was er tun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse, sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es Dir um Weisheit zu tun ist, so suche *sie* und nicht das Deine, und brich Deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für Dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemein, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andre, bis Du selbst gelehrt bist.

Nimm Dich der Wahrheit an, wenn Du kannst, und laß Dich gerne ihrentwegen hassen

doch wisse, daß **Deine** Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht ineinander fließen, sonst hast Du Deinen Lohn dahin.

Tue das Gute vor Dich hin, und bekümmre Dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

*

Sorge für Deinen Leib, doch nicht so, als wenn er Deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue Dich schwerlich.

Mische Dich nicht in fremde Dinge, aber die Deinigen tue mit Fleiß.

Schmeichle niemand, und laß Dir nicht schmeicheln.

Ehre einen jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient.

Werde niemand nichts schuldig; doch sei

zuvorkommend, als ob sie alle Deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer.

Mache niemand graue Haare, doch wenn Du recht tust, hast Du um die Haare nicht zu sorgen.

Mißtraue der Gestikulation, und gebärde Dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn Du hast, und dünke Dir darum nicht mehr; und wenn Du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke Dir darum nicht weniger.

Tue keinem Mädchen Leides, und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was Du sagest.

Hänge Dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein

Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Tue was des Lohnes wert ist, und begehre keinen.

Wenn Du Not hast, so klage sie Dir und keinem andern.

Habe immer so etwas Gutes im Sinn.

*

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht.

Stehe Deiner Mutter bei, und ehre sie solange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein treuer Vater

Valet an meine Leser

Und somit will ich Feierabend machen, und von meinen Lesern Abschied nehmen, und zu guter Letzt noch einmal Hand geben.

Ich entschuldige mich über meine Werke bei ihnen nicht. Ich bin kein Gelehrter und habe mich nie für etwas ausgegeben. Und ich habe, als einfältiger Bote, nichts Großes bringen wollen, sondern nur etwas Kleines, das den Gelehrten zu wenig und zu geringe ist. Das aber habe ich nach meinem besten Gewissen gebracht; und ich sage in allen Treuen, daß ich nichts Bessers bringen konnte.

*

Man ist nur einmal in der Welt, und ist nicht darin, ihr nach dem Sinn zu reden und Heckerlinge zu schneiden. Es schafft nicht, daß der Mensch mit niedergeschlagenen Augen sitze, und sich räuspere und seufze;

er soll die Augen frei aufschlagen und frisch und fröhlich um sich sehen. Aber man kleinmeistert und lacht sich nicht durch die Welt, und die sind übel berichtet, die da glauben und lehren, daß die Menschen hier nichts anderes zu tun hätten und daß sie hier so recht à leur aise wären.

Sehe doch einer nur an, wie sie in die Welt hereinkommen und wie sie wieder hinausgehen, wes Standes und Ehren sie sind! — Wer dazu lachen und sich das aus dem Sinn schlagen, oder sich darüber mit den Kategorien usw. trösten kann, der mag ein Philosoph sein; aber ein vernünftiger Mensch ist er nicht.

Und auch zwischen dem Herein und Hinaus, selbst wenn es am besten geht, was ist denn der Mensch, und was hat er? — Er hat Himmel und Erde, Meer und Land, Berg und Tal, Sonne und Mond usw. und die sind groß und herrlich; aber, recht beim Lichte besehen, ist alles, was man sieht, doch nur äußere Rinde und Kruste, schöne Kisten und Kasten mit Kleinodien, zwischen denen

der Mensch herumgeht wie ein Knecht, vor dem der Herr sie verschlossen hat. Er fühlt wohl, daß es anders sein könnte; denn was sind seine kühnen Vermutungen und seine Träume über den inwendigen Zusammenhang und die verborgenen Triebfedern der Natur anders, als Zeichen und Beweise seines Anrechts an ihre Erkenntnis? — Aber sein Anrecht ist sequestriert, und er geht, neben dem Born des Lichts, hungrig und durstig nach Erkenntnis und muß es sich kalt und warm um die Nase wehen lassen und mit allen Elementen kämpfen, bis sie ihn wieder verschlungen haben.

Man tröstet sich mit der innerlichen Größe des Menschen, und gloriiert über das Hohe und Göttliche seines Verstandes und seiner Vernunft. Jawohl, ist der Mensch groß und göttlich; aber grade hier ist es, wo einem das Gloriieren vergeht und die Tränen in die Augen treten, wenn man sieht und gewahr wird, daß das Große und Göttliche wider seine Natur in uns gehemmt ist; und es sollte walten.

Der Weg, den der Mensch in dem, was Künste und Wissenschaften heißt, dazu einschlägt, ist lobenswert und edel; aber sie sind höchstens, wofür sie auch in alten Zeiten nur gegolten haben, ein Weg und nicht das Ziel; und wer sie für das Ziel nimmt und darin hängen bleibt, der verkaufte seine Erstgeburt um ein Linsengericht, der sattelt in der Wüsten ab, um das Pferd zu bewundern und bewundern zu lassen, mit dem er weiter und ins Gelobte Land reiten sollte, wo der Almosenpfleger wohnt.

Die Reinigung kann ja nicht in dem Gebrauch des Ungereinigten bestehen, und wenn der Eimer von eigner Weisheit voll ist, kann ja keine andre hinein. Und darum muß, wenn was Gescheites werden soll, alle eigne Weisheit und aller Selbstdünkel zu Kreuze kriechen und der Sokratischen Unwissenheit Platz machen. Nur in der Niedre sammelt sich das Wasser, und dem Almosen gebührt ein Mann in Lumpen, wie auch Ulysses erfahren hat; denn nicht als

Held und Feldherr, sondern in Bettlers Gestalt fand er seine Penelope wieder.

So ist das Denken und die Denkkraft ja auch nur die Hälfte des Menschen, und noch dazu die unrechte Hälfte, mit ihr die Veränderung und Besserung des Ganzen anzufangen, weil sie an und in sich selbst fest steht. So wenig es von mir abhängt, Schwarz als Schwarz zu sehen, ebensowenig hängt es von mir ab, den Pythagorischen Lehrsatz z. E. wahr oder nicht wahr zu finden. Aber der Wille, der kann wollen und sich ändern und so auf die Denkkraft influieren. Und wer wie Gott wollen kann, der wird auch wie Gott denken lernen, er sei gelehrt oder ungelehrt, ein Polyhistor oder ein Schuster.

Also auf eine gewisse Gestalt des inwendigen Menschen kommt es an, auf eine gewisse innerliche Denkart, Fassung, Haltung, die man sich vorsetzen und darnach man streben muß.

Und da ist es, dünkt mich, von allem übrigen abgesehen und wes Glaubens man

sonst auch sei, ein vernünftiger Rat: daß man sich eine Gestalt vorsetze, die standhält und die man unter allen Umständen fest halten kann. Was vorübergeht, ist ohne Zweifel nicht so gut, als was währt; und es schickt sich für den Menschen nicht, andern und andern Sinnes zu werden, und wie ein Chamäleon die Farbe zu ändern, je nachdem die Lichtstrahlen auf ihn fallen.

*

Aber über eine Gestalt, die standhalte und sich unter allen Umständen fest halten lasse, sind die Meinungen sehr verschieden, und ein jeder denkt sie sich auf seine Art, der Weltbiedermann so und der Gymnosophist anders; und a priori und ohne Erfahrung hat wohl noch niemals ein Mensch die rechte getroffen. Man stimmt immer zu hoch oder zu tief, und muß denn, wenn die Erfahrung eintritt, umstimmen, und das gibt viel Sorge und Mühe.

Doch es ist ein köstlich Ding, daß das Herz, oder diese Gestalt, fest sei; und man

kann sich um eine solche nicht zu viel Mühe geben. Die Leser werden aber finden, daß sie desto unfester ist, je mehr Sinnlichkeit in ihr obwaltet, und daß man sich also *sauer* werden lassen und manches versagen und aus dem Sinn schlagen muß, um sie nach und nach davon zu säubern und fest zu machen.

Diese Welt und die Dinge, die darin sind und zu ihr gehören, liegen uns *nahe*, und die *Natur* hängt sich gerne an und sammlet sie; aber sie sind nur ein luftig Wesen und ein trüglicher Schatz. Auch das Zeitliche und Sichtbare an uns selbst hat nicht Bestand und Wert, ist nur ein brechlicher Verschlag und inwendig wohnen *wir*.

Was unsichtbar und geistig ist, das nur ist fest und ewig. Und *der* Art sind auch die rechten Schätze, die der Rost nicht frißt, und die jene Gestalt unbeweglich und feuerfest machen. Und *die* sammlet der *Glaube*.

Aber *Glaube* ist in der gelehrten Welt ein unbekannt Ding. Er *existiert* nicht in abstracto, und wo er in die Hand genommen wird, um besehen zu werden, da

gebiert er nichts als Hader und Zank; wo er aber in seinem natürlichen Acker, in einem Menschenherzen, wohnet und wurzelt, da zeigt er wohl, was er ist und was er kann, und wie er hier dem Menschen konveniere.

Sehen wir's doch im kleinen und in Dingen dieser Welt, wie ein Mensch, der Glauben und Vertrauen zu sich und seiner Sache hat, mit Vollherzigkeit und Sicherheit fährt, wie ihm alles von der Hand geht, und es mit ihm, gegen den dürren, hagern, unschlüssigen Klügler, gar ein ander Leben und Wesen ist.

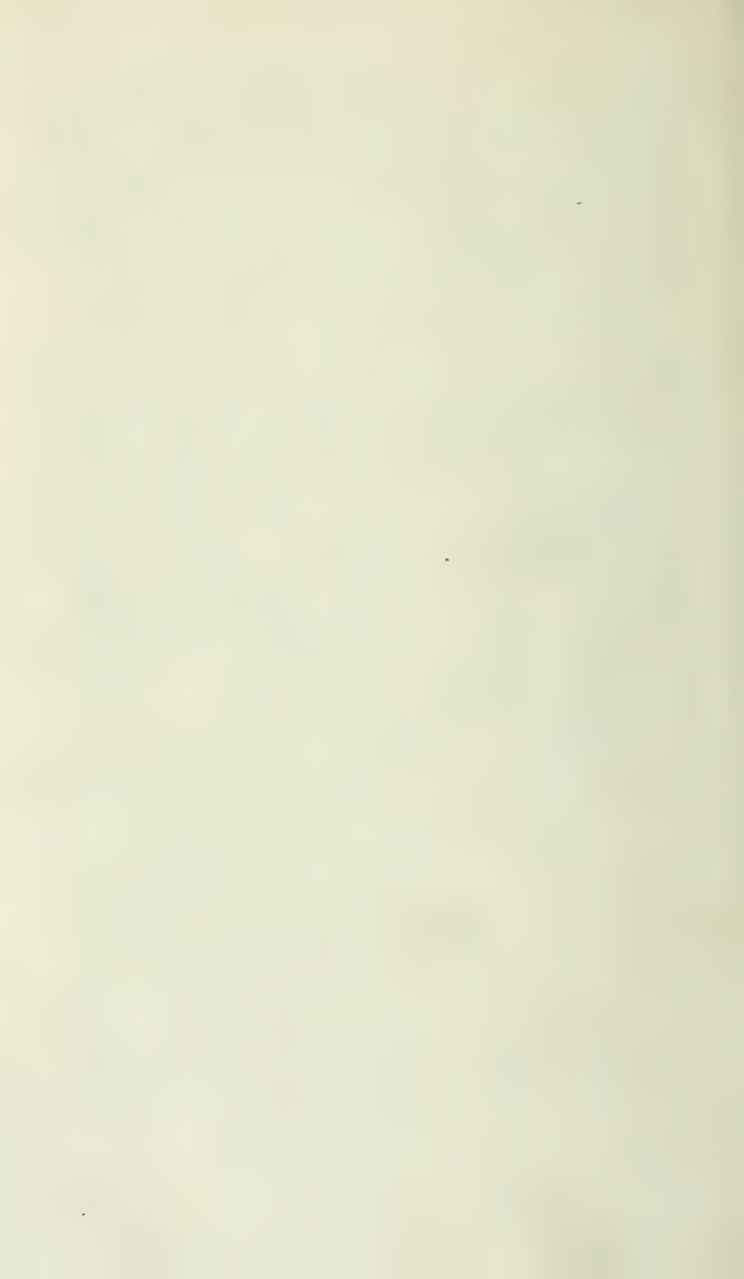
Was wird es denn sein mit einem, der ewigen unvergänglichen Dingen vertraut, der an einen allgegenwärtigen, souveränen Tröster, einen Stiller alles Haders, glaubt, und eines neuen Himmels und einer neuen Erde wartet? – Der wird, auf dieser Erde, den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenstrahlen haben, wird hier unverlegen und immer größer sein als was ihm begegnet, der hat immer genug, vergibt und vergißt, liebt seine Feinde und segnet die

ihm fluchen; denn er trägt in diesem Glauben die bessre Welt, die ihn über alles tröstet und wo solche Gesinnungen gelten, verborgen in seinem Herzen, bis die rechten Schätze zum *Vorschein* kommen.

*

Wir sind nicht umsonst in diese Welt gesetzt; wir sollen hier reif für eine andre werden, und man kann unsern Körper als ein Gradierhaus ansehen, wo das wilde Wasser von dem guten geschieden werden soll. Es ist nur Einer, der dazu helfen kann, und dem sei Ehre in Ewigkeit.

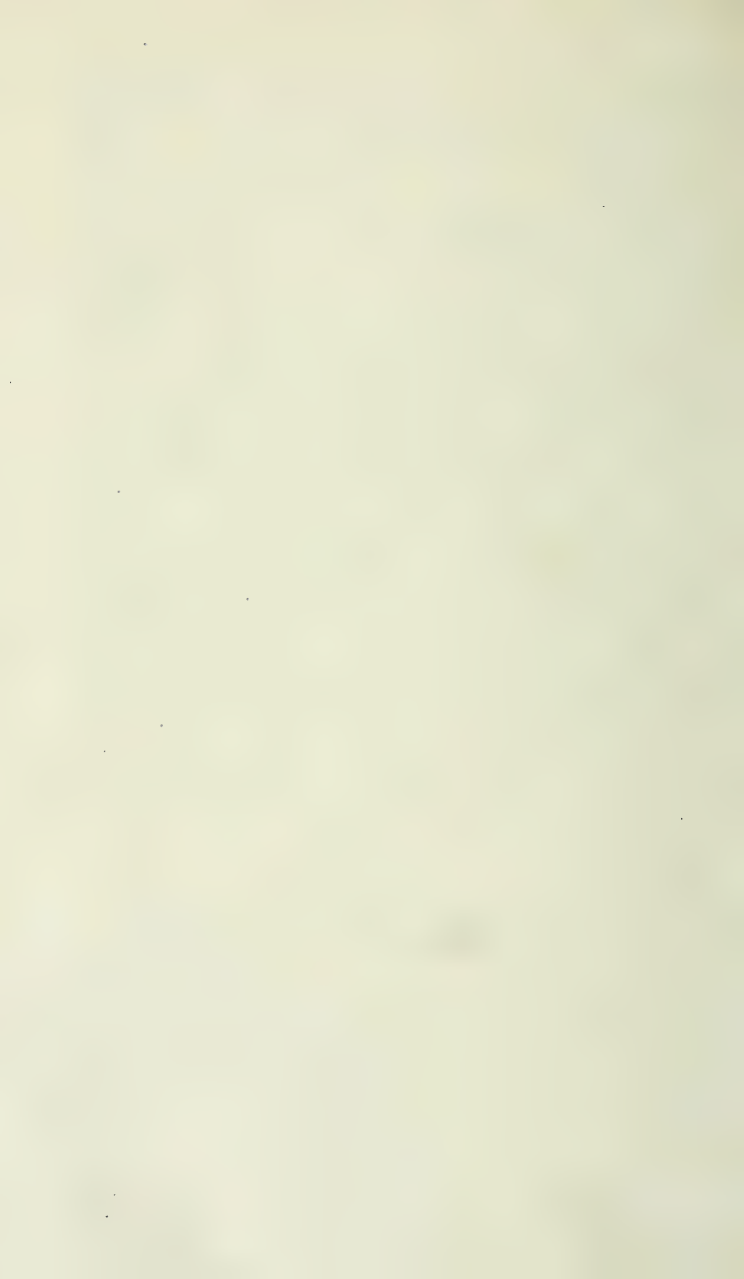
Gehabt Euch wohl.

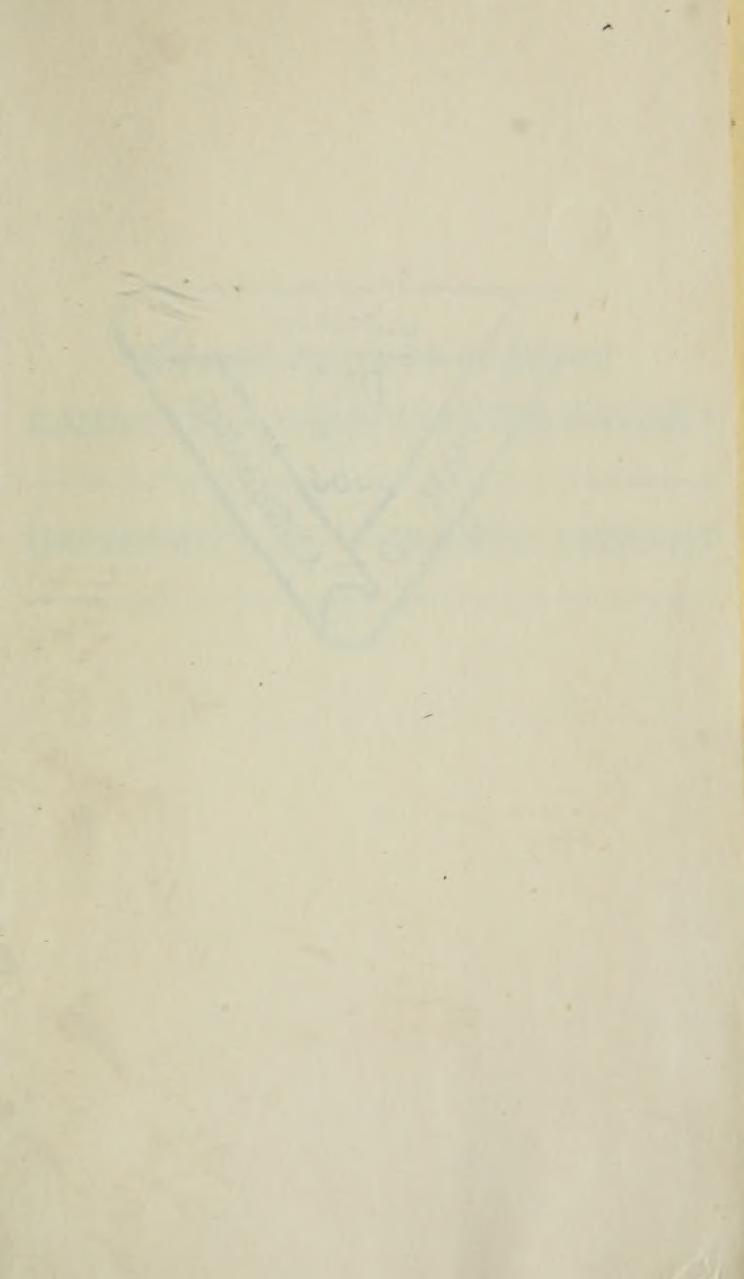


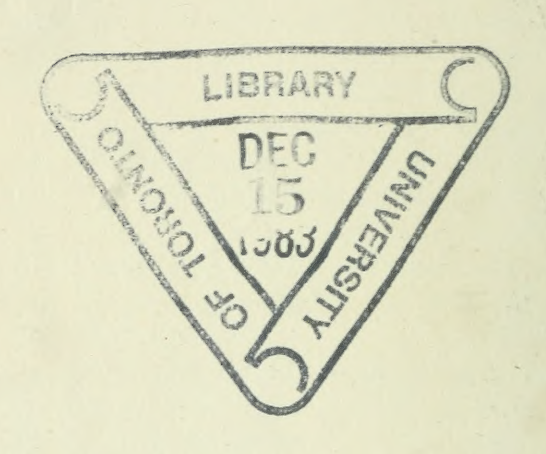
INHALT

Gedichte

Prosa






LIBRARY
DEC
15
UNIVERSITY
OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 04 08 001 4